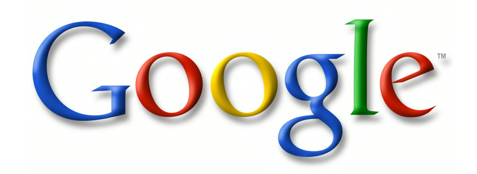
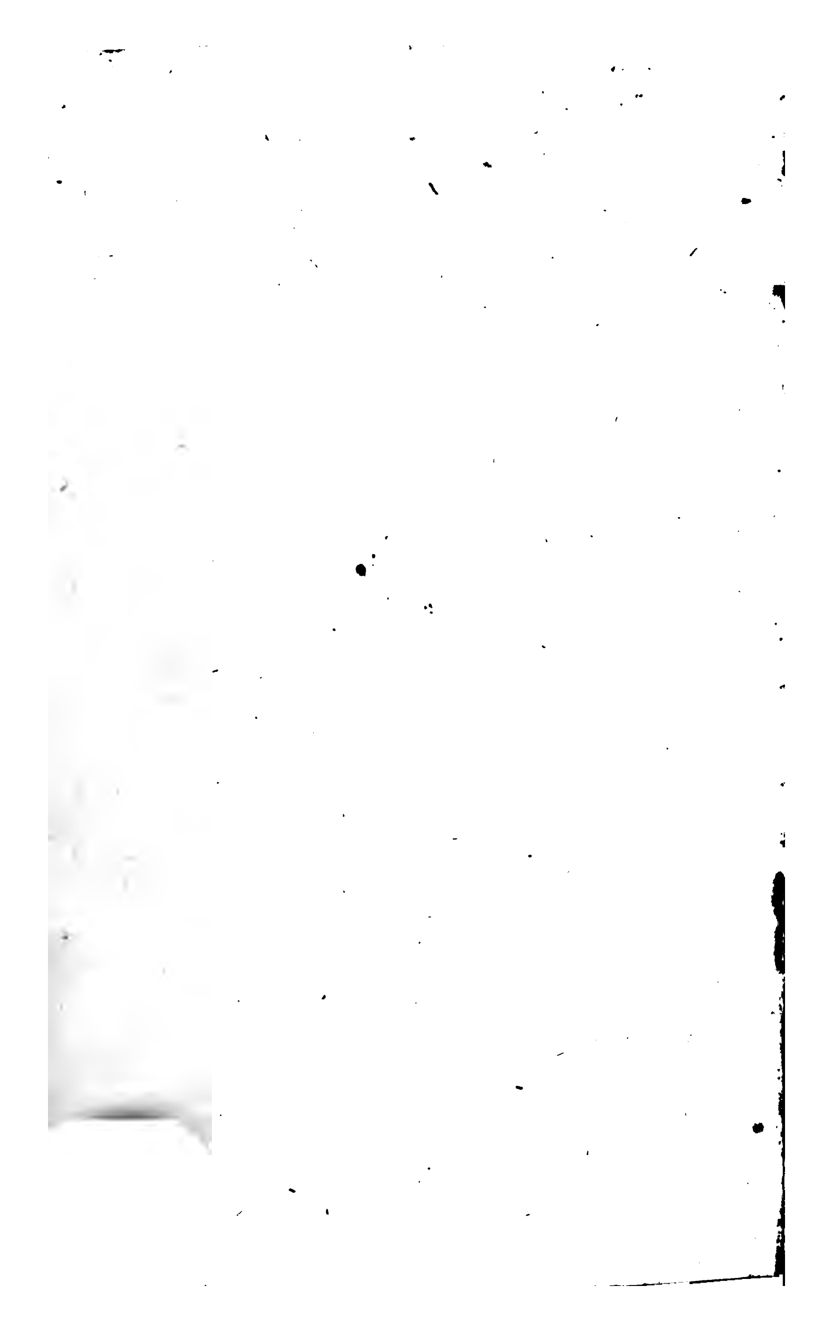
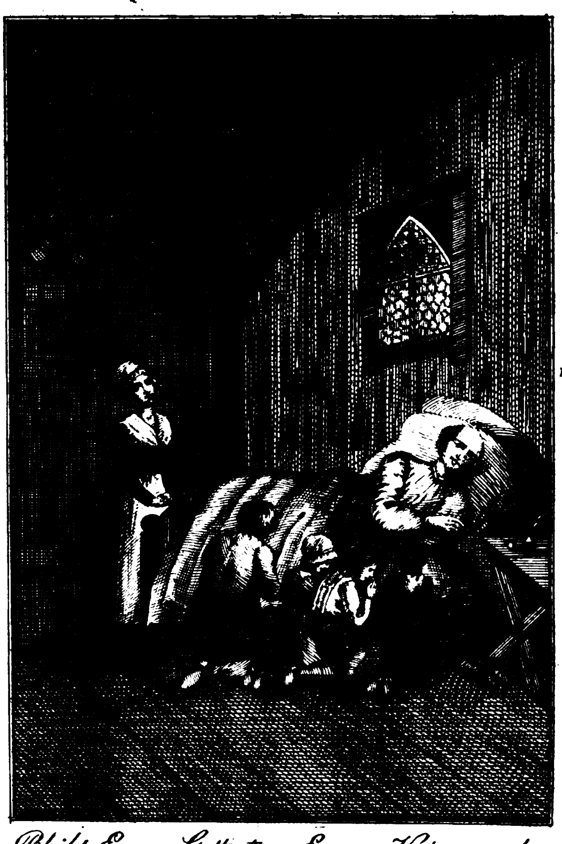



EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN·HOHENSTEIN
TETSCHEN



Lebensspiegel.





Bleibt Eurem Gotte treu, Eurem Kaiser ergeben, und jenes Landes werth, das Ihr Vaterland nennt.

Lebensspiegel.

Neue Erzählungen
für die reifere Jugend,
zur Beförderung
der
Menschen-, Tugend- und Vaterlandsliebe,

von

Ebersberg.

WIEN.
Bey Tendler und von Manstein.

1827.

Juvenile literature, German
Juvenile literature — Drama, German



Gedruckt bey
J. P. Sollinger.

Dem

Hochwohlgebornen

Herrn

Ferdinand Wilhelm Heinke,

Polizey-Präsidenten

im

Königl. Preußischen Schlesien,

mit

inniger Verehrung

gewidmet.



Hochwohlgeborner, verehrtester

Herr Polizey-Präsident!

Als ein Fremder habe ich den königlich Preußischen Boden betreten, und wie ein Einheimischer sah ich mich herzlich und wohlwollend aufgenommen. Sie, Herr Präsident, würdigten mich Ihrer gütigen Theilnahme, und nie wird meinem Gedächtniß Ihr Andenken entschwinden, der Sie, gesegnet von den Biedern Ihres Landes, in Aller Munde sind und in Al-

ler Herzen leben. Erlauben Sie mir deß-
halb, durch diese ehrfurchtsvolle Zueig-
nung die Gefühle der innigsten Verehrung
für Sie in meinem Vaterlande öffentlich
aussprechen zu dürfen.

Heinrich, der Unvergeßliche, war
es, der, mit seinem kleinen Sohne spielend,
in gebückter Stellung vom Spanischen

Gesandten getroffen, ihn fragte, ob er auch Vater wäre; und als er es bejahte, ganz heiter versetzte: „Nun so kann ich mit ihm meine Runde noch enden!" — So will ich auch Dem, der sich etwa verwundern könnte, daß ich Ihnen diese für die Jugend bestimmte Schrift zu widmen gewagt habe, antworten: „Vater ist Er, der glücklichste Vater!"

Aber diesem müßte unbekannt seyn, mit welchem edlen Eifer Sie auf die Bildung der Schlesischen Jugend thätigen Einfluß nehmen, und mit welcher rastlosen Sorgfalt Sie Alles befördern, was Kunst und Wissenschaft heißt.

Breslau, am 20. October 1826.

Ebersberg.

Vorwort.

Zu erheitern und zu nützen — dieß war das Ziel, welches ich mir bey den vorliegenden Erzählungen selbst gesetzt habe. Wenn ich den redlichen Willen, erwäge, mit dem ich dieses Büchlein niedergeschrieben habe, dann glaube ich, ohne unbescheiden zu seyn, einen meinem Zwecke entsprechenden Erfolg erwarten und hoffen zu dürfen, daß unbefangene Leser diese kleine Gabe keines bloß vorübergehenden Wohlwollens würdigen werden.

Wer mich persönlich kennt und weiß, daß ich im schönsten Alter des Lebens mich in mich selbst zurückgezogen habe, beynahe jeder jugendlichen Freude entsage, und diese nur darin finde, meine früh gemachten Beobachtungen und gewonnenen Erfahrungen jungen Leuten auf eine erheiternde und belehrende Weise mitzutheilen, — wer mich und mein wissenschaftliches Treiben beobachten kann, wird gewiß die Ueberzeugung gewinnen,

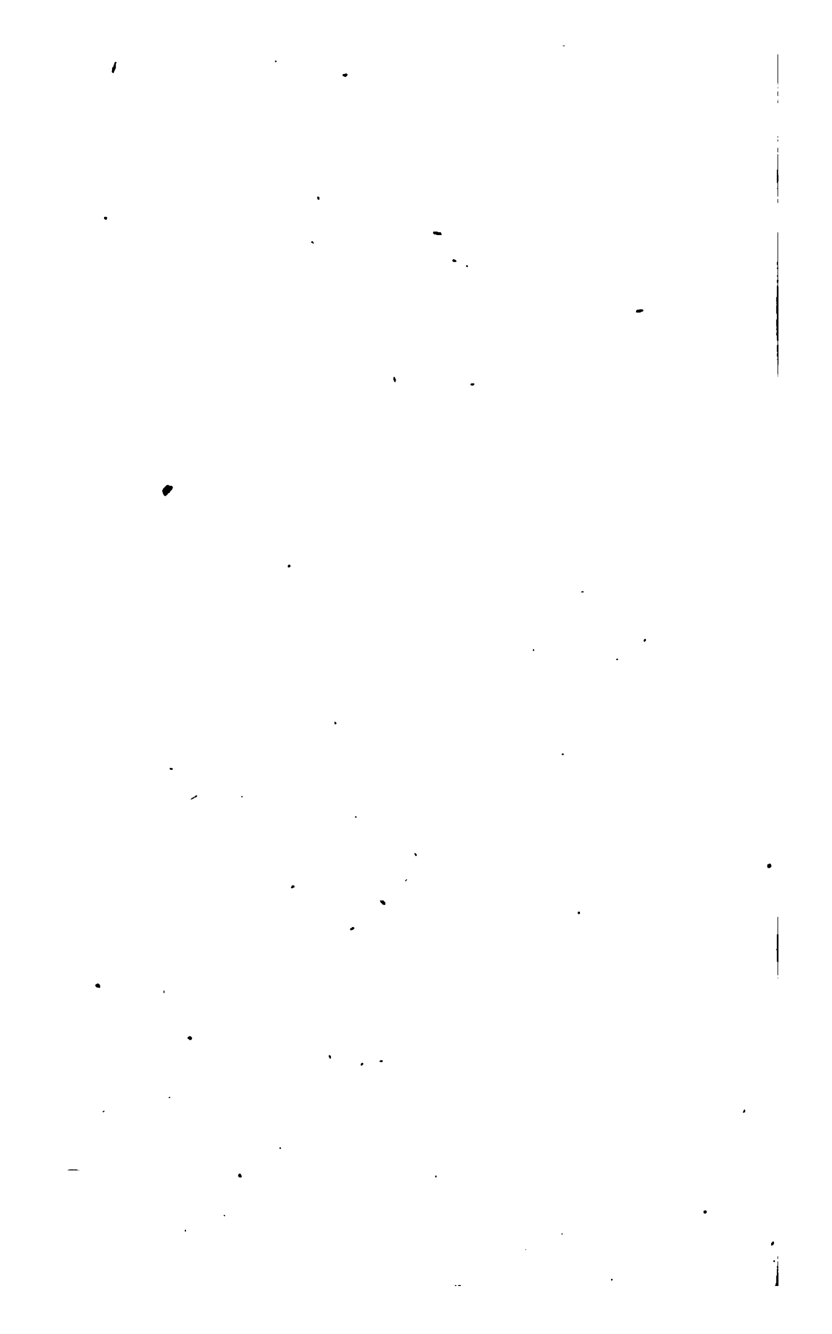
daß weder der selbstsüchtige Hang nach schnödem Gewinne, noch der unruhige Trieb nach eitel blendendem Ruhme, sondern Beweggründe edlerer Art mich zu jener literarischen Fruchtbarkeit treiben, die von jugendlicher Uebereilung und flüchtiger Schreibseligkeit weit entfernt stehen bleibt.

Außer meinem Vaterlande, habe ich dieses Buch in der Ferne geschrieben. Mit welcher Innigkeit ich desselben und der lieben Jugend meiner heimathlichen Erde gedachte — dieß, dünket mir, sollte Niemandem im Verfolg dieser Zeilen entgehen. Der Oesterreicher kann anderwärts, und zwar in segenreichen Ländern, Auszeichnung und Anerkennung, Liebe und Glück finden; aber seinen Geist wird dennoch ein unsichtbares Band mächtig hinziehen zu seinen Lieben, hinzaubern in jene herrliche Heimath, die so reich gesegnet ist an allem Guten und Schönen!

Dir, glückliches Oesterreich, und deinen Lieben die freundlichsten und herzlichsten Wünsche!

Der Verfasser.

Erzählungen
für die
reifere Jugend.



Die Genesung des Kaisers.

Ein Zug aus dem Leben.

In einer entfernten Vorstadt der Residenz wohnte im Erdgeschoße eines ärmlichen Hauses die unglückliche Familie des jüngst verstorbenen Zollrevisors Friedrich. Sie bestand aus der Witwe desselben und fünf Kindern, von welchen der älteste Sohn eben seine Studien geendet hatte, die andern aber alle noch weit in den Jahren zurück waren, um der bedrängten Mutter ihre Lage nur im geringsten erleichtern zu können. Der verstorbene Friedrich, ein biederer und rechtlicher Mann, hinterließ ihnen nichts, als seinen guten Nahmen und das Andenken an seine Tugenden.

Als in dessen Todesstunde seine treue Frau alle Kinder, die vor lautem Schluchzen kein Wort hervorbringen konnten, an dem Bette niederknien hieß, auf daß er ihnen seinen Segen ertheile, legte er Jedem von ihnen die zitternde Hand auf die Stirne, machte ihnen das Kreuz des Erlösers und redete sie mit zitternder Stimme so an: „Leicht würde ich von dieser Erde scheiden, meine Lieben, wenn ich Euch

nicht hülflos zurückließe. Doch habt Vertrauen auf Gott, der die Lilien auf dem Felde kleidet und ohne dessen Wissen kein Sperling von dem Dache fällt. Wer Seiner nicht vergißt, dessen vergißt auch Er nicht. Eben so arm und trostlos als ich Euch jetzt zurücklasse, ward ich von meinen Ältern verlassen; doch habe ich der glücklichen Augenblicke viele genossen. Alles, was ich Euch hinterlasse, ist mein väterlicher Segen. Lebt wohl, meine Kinder! Bleibt Eurem Gotte treu, Eurem Kaiser ergeben, und jenes Landes werth, das ihr Vaterland nennt."

Diese Worte, in einer so feyerlichen und verhängnißvollen Stunde von einem Sterbenden ausgesprochen, machten einen tiefen und unvergänglichen Eindruck auf dieselben. Sie vergossen Ströme von Thränen, aber diese Thränen erleichterten ihren Kummer. So starb ihr Vater, ruhig und in den Willen Gottes ergeben, wie immer Derjenige stirbt, der über sein irdisches Leben des ewigen niemahls vergaß.

Sie begleiteten seine Hülle mit kindlichem Schmerze zur Ruhestätte, aber dieser Schmerz war weit von Verzweiflung entfernt. Das Andenken an seine Lehren und Tugenden, an seine

Vaterlandsliebe und Rechtschaffenheit; das Streben, seines Segens würdig zu werden, und das wechselseitige Bemühen, einander unter sich aufrecht zu erhalten, hatte sie mit vollem Vertrauen auf den Beystand Gottes und mit einem überirdischen Troste erfüllt. So oft die untergehende Sonne die Spitzen der Berge küßte, sanken sie vereint auf die Knie und bathen den gütigen Gott, daß er dem Geschiedenen die ewigen Freuden schenke. Sie setzten aber alle Mahl die Worte hinzu: „Lieber, guter Gott! Du hast uns unsern Vater genommen, Dein Wille geschehe im Himmel, wie auf der Erde. Sey Du nun unser doppelter Vater, und lass' uns nicht ohne Deine Gnade wandeln in diesem Thale des Jammers. Wir wollen ja gerne dulden, denn wir wissen es, daß Du Diese, die Du hier heimsuchest mit Prüfung und Leid, nicht am wenigsten liebst. Wir bitten Dich, o Herr, gib es, daß wir uns Geschwister immer so lieb haben, wie wir uns jetzt alle lieben; erhalt' uns aber vor allen unsern guten Kaiser und alle guten Menschen!"

Also betheten sie, und fühlten sich immer gestärkt nach solch inniger Ergießung herzlicher Gesinnungen. Nichts wirkt im Unglücke so sehr, als frommes Gebeth; da zeigt sich sichtbar die

Hand des Herrn, die ober uns waltet, und nie verläßt man die Stelle, auf der man zu Ihm gesprochen, ohne Erleichterung und erhebenden Trost.

Die arme verlassene Familie war auf Entbehrung und Leiden gefaßt. Diese blieben nicht aus und fanden sich in einem grösseren Gefolge ein, als man sie erwartet hatte. Wie soll ich dir, junger Freund, der du immer gewohnt bist, von deinen Angehörigen jeden deiner Wünsche erfüllt zu sehen, — wie soll ich dir die schweren Entbehrungen, die unsere Unglücklichen zu erdulden hatten, begreiflich machen? Es würde keine harten Menschen geben, wenn alle das Elend, das ihre Brüder drückt, mit eigenen Augen sähen und fühlten! Junger Mensch, der du schon unwillig wirst, wenn das Kissen, worauf du dein Haupt legst, härter als sonst scheint; der du dich unglücklich dünkst, wenn dir von einer reichlichen Mittagstafel die Wahl Einer Speise versagt wird, — wie soll ich dir eine Noth schildern, die du nicht kennst, und ein Elend mahlen, das weit über deine Begriffe hinausreicht. In feuchter Kammer, in welche sich bey herannahendem Frühling die Kälte des Winters geflüchtet zu haben scheint, die deine Zähne klappern und deine Haut schauern machen würde, auf einem Lager, das aus einem Lappen über faules Stroh besteht, vor einem Ti-

sche, an dem oft nicht so viel trockenes Brot liegt, um den nagenden Hunger zu stillen, — so findest du in allen Winkeln der Erde, in den reichsten Ländern sogar, eine Zahl wahrer Armen.

Solch ein Loos drückte auch jene Familie, von der ich jetzt schreibe. Sie war zu schwach, sich das Nöthigste zu erwerben, und zu stolz, vor Andern zu betteln. Denn nicht die, welche die Kühnheit haben, dich auf offener Straße unverschämt anzusprechen, sind immer die Aermsten; die sind es, welche, in ihre dunklen Gemächer zurückgezogen, Niemandem ihr Leid klagen, als Dem oben, der Alles weiß. Doch verließ unsere Leidenden in so schrecklicher Lage der Muth und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht.

Die hinterlassene Witwe des Zollrevisors hatte keinen gesetzlichen Anspruch auf ein Witwengehalt, denn ihr Gatte hatte nur kurze Zeit diesem Dienste vorgestanden und die Jahre, welche nach einer allgemeinen Verordnung hierzu erfordert werden, noch nicht erreicht. Was ihr das Gesetz nicht zuerkannte, wollte sie durch die Milde und Gnade ihres Fürsten erlangen. „Er ist ja ein so guter Vater seiner Unterthanen; auch wir sind seine Kinder —" dieß hatte der Geschiedene ihnen oft wiederhohlt. Ihr ältester Sohn verfaßte daher zwey Gesuche, eines für seine Mutter, das andere für sich. In dem ersten schilderte er des Vaters Anhänglichkeit

an Kaiser und Vaterland, die unerschütterliche Treue, mit der er seine Pflichten bis zum Tode erfüllt, und entwarf zugleich mit wahren und kräftigen Zügen ein Bild jener grossen Noth, in der sich Alle befanden. Im zweyten Gesuche aber, das er mit seinen Zeugnissen begleitete, suchte er um eine für seine Kenntnisse angemessene Verwendung im Dienste des Vaterlands an. Diese beyden Gesuche nahm denn die Mutter, um sie in die Stadt zu einem der ehemahligen Vorgesetzten ihres Mannes zu tragen und demselben zur Unterstützung und weiteren Beförderung einzuhändigen. Sie kannte ihn. Er war ihrem Gatten immer geneigt gewesen, und über dessen Gerechtigkeitsliebe und Menschlichkeit herrschte nur Eine Stimme.

„Geht in die Kirche, meine Kinder," sagte sie beym Fortgehen, „und bittet Gott, daß er meinen Schritt segne." Und wie die Mutter sagte, so thaten die Kinder.

Die arme Frau war in einer Gemüthsbewegung, welche sich nicht beschreiben läßt. Den ganzen weiten Weg hindurch zitterte sie, wie eine Verbrecherin, die nun auf dem Puncte steht, ihr Urtheil zu hören. Beynahe hätte sie all das Vertrauen und jene zuversichtliche Hoffnung verlassen, mit der sie bis jetzt immer erfüllt gewesen war. So langte sie vor dem Büreau jenes Staatsmannes an, dem sie ihre Bitte vor-

tragen wollte. Ihr Herz fing so heftig zu schlagen an, daß sie einige Minuten stille stehen mußte. Endlich faßte sie Muth. Sie trat ein, und bald stand sie vor ihm.

Der Anblick desselben nahm ihr bald jede Scheu. Unverkennbar war das Wohlwollen, welches aus seiner ernsten Miene hervorleuchtete. Er hörte ihr Anliegen mit Geduld und Aufmerksamkeit an, und übernahm beyde Gesuche. Als sie hiermit zu Ende war, sprach er zwar ernst, aber mit unverkennbarer Theilnahme: „Ihr Mann war mein Untergebener. Ich hatte stets Ursache, mit ihm zufrieden zu seyn. An der Wahrheit alles dessen, was Sie mir von ihrer traurigen Lage sagen, zweifle ich keineswegs, und seyen Sie versichert, daß ich Sie sehr bedaure. — Sie wenden sich mit einem Gesuche um die Ertheilung eines Witwengehaltes an Se. Majestät, obgleich Sie selbst einsehen, daß Sie hierauf keine Ansprüche haben. Es ist meine Pflicht, dieses Gesuch an den Minister zu befördern. Ich werde es noch heute thun.“ Bey diesen Worten war die gute Frau außer sich; sie ergriff mit Wärme die Hand des gütigen Mannes und küßte sie.

»Hoffen Sie nicht zu viel, meine Liebe“, fuhr er theilnehmend fort. „Unser Kaiser ist die Güte selbst, und wenn Sein erhabenes Herz Allen, die Ihn um Gnade anflehen, helfen könnte, wie gerne würde Er's thun! Allein, liebe Frau,

Er ist nicht nur Ihr Kaiser, sondern Vater aller seiner Unterthanen; jede Unterstützung, die Er aus dem Staatsschatze anweiset, fällt auf die Lasten der letztern zurück. Er liebt sie zu sehr, um jeder Regung seines väterlichen Herzens nachzugeben. Nicht Sie allein flehen Seine Gnade an; so viele Tausende theilen mit Ihnen das Loos, irgend etwas bey Seinem Throne suchen zu müssen. Er ist gerecht, und bleibt es selbst dann, wenn Sein väterliches Herz weit über die Grenze, die Ihm das Glück seiner Völker auferlegt, hinaus handeln, helfen und trösten wollte. Es ziemt mir nicht, über Ihr Gesuch zu entscheiden, doch ich mache Sie darauf aufmerksam, daß auch der Beste der Regenten, dessen Nahmen fortleben wird, so lange der Nahme Oesterreich besteht, alle Wünsche und Bitten Derjenigen, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, nicht immer erfüllen könne." Und mit diesen Worten, denen er noch einiges Tröstende beyfügte, entließ er sie mit dem Bedeuten, daß er es ihr sogleich wissen lassen werde, wenn auf ihre Gesuche eine Entscheidung erfolgt seyn würde.

Die Witwe ging, und, ob sie gleich von der Wahrheit der Worte ihres Beschützers innigst überzeugt war, so vernahm sie doch eine gewisse tröstende Stimme in ihrem Innern, die sie guten Muthes seyn hieß. Kaum war sie einige Straßen entlang gegangen, so erblickte sie in denselben

ein ungewöhnliches Wogen. Aller Gesichter waren ängstlich, bestürzt und erwartungsvoll; auf jeder Stirne stand „Angst" geschrieben. Sie durfte nicht fragen, sie hörte es bald von Diesem und Jenen: Unser guter Kaiser ist krank!

Plötzlich war der Landesvater gefährlich erkrankt. Wie bey jenen, welche innig lieben, die Furcht Alles vergrößert, so zweifelte auch Jeder beynah' an Seinem Aufkommen. Die allgemeine Theilnahme, welche der 18. März 1826 erregte, war nicht zu beschreiben. Die Residenz nicht allein, jede entfernte Provinz des Oesterreichischen Kaiserstaates, die fernsten fremden Staaten trauerten mit. Aller Gemüther waren in Angst, Aller Augen schwammen in Thränen. Man trauerte nicht um den Kaiser allein, eine große, große Familie war um ihren Vater besorgt. Die kaiserliche Burg wurde mit Menschen, die sich ängstlich um sein Befinden erkundigten, angefüllt; die Gesundheitsberichte, welche an den Thoren angeschlagen waren, wurden mit nassen Augen verschlungen; alle Gewerbe, alle Beschäftigungen ruhten, die Theater waren geschlossen, und umgewandelt schien das sonst so fröhliche Wien in einen Ort der tiefsten Betrübniß, des nagendsten Kummers. Guter Kaiser! wie erhebend mußte Dir diese Theilnahme Deines Dich über Alles liebenden Volkes seyn — eines Volkes, das Deine Sorge verdient, das Deine Liebe erwiedert, das

sich unter Deinem milden Zepter so glücklich preist.

Die unglückliche Mutter war bey dieser betäubenden Nachricht wie vom Schlage gerührt. Von früher Kindheit an war ihr und den Ihrigen Anhänglichkeit an den Regenten in die Seele gepflanzt. Seinen Kaiser Franz liebt der Oesterreicher, weil dieß seine Pflicht fordert; er bethet ihn aber an, weil es sein Herz will. Und so auch bey ihr. Als sie heim kam, so gedachte sie nicht mehr, warum sie ausgegangen; sie hatte um der neuen Gefahr das alte Elend vergessen. Sie rief ihren ängstlich entgegenstürzenden Lieben nichts, als die Worte zu: „Kinder! unser Kaiser wird sterben!" Da fingen denn alle zu weinen an, und sie fragten nichts mehr; die Mutter sagte auch nichts weiter, aber sie weinte mit ihnen. Wie nun der Abend kam, da warf sich Jedes schweigend auf seine Knie, und bethete innig und lang für die Genesung des geliebtesten Fürsten. Dann aber begaben sich alle traurig und schweigend zur Ruhe. Nur der Jüngsten Augen berührte der tröstende Schlummer, aber die Aelteren sahen alle schweigend dem nahenden Tag entgegen mit furchterfüllten und klopfenden Herzen.

Und drey Tage der Furcht und der schrecklichsten Qual hatte das treue Volk vorbeyschleichen gesehen — drey lange Tage währte der allgemeine Kummer und die Sorge um das Leben des

theuren Monarchen. Das Allerheiligste blieb in den Kirchen ausgesetzt; diese wurden nicht leer von den Bethenden. Es war nur Eine Angelegenheit, die Alle beschäftigte, und nur Ein Schmerz, der Aller Herzen erfüllte.

Endlich gelang es mit Gottes Hülfe, den Kaiser von aller Gefahr zu befreyen. Wie ein Jubelruf tönte dieser beseligende Ausspruch durch die ganze Stadt. »Er ist uns wieder gegeben!" rief man sich frohlockend auf offener Straße zu, ganz Unbekannte umarmten sich in ihrer Freude, und auf der fröhlichen Stirn eines Jeden stand geschrieben: „Auch ich bin ein Oesterreicher, auch ich habe heute meinen Vater wieder gewonnen!"

Unsere arme Familie war eine der ersten, welche, obgleich entfernter wohnend, diese Nachricht vernommen. Denn der älteste Sohn war in den Hof der kaiserlichen Burg gegangen, um den bekümmerten Geschwistern und seiner Mutter Kunde zu bringen. Er flog mehr nach Hause, als er ging. Noch auf der Straße seiner Vorstadt rief er die begeisternden Worte aus: „Gott hat ihn erhalten — der Kaiser ist ohne Gefahr!" und, indem er schon von weitem den ihm entgegensehenden Lieben den Hut zuschwenkte, stürzte er außer Athem unter sie, und theilte sie mit, die beglückende Kunde, obgleich in abgebrochenen Lauten: »Herr Gott, wir loben

Dich!" riefen Alle in Einem Tone, und das höchste Entzücken überflog jedes Antlitz, auf dem kurz vorher Angst und Kummer mit deutlichen Zügen zu lesen gewesen. Das ganze Haus versammelte sich um die fröhlichen Menschen.

Auch der Eigenthümer desselben, ein nicht sehr gebildeter, aber sonst guter Mann, kam herbey, und ließ sich die freudige Kunde mit seligem Vergnügen, das aus seinen Augen herausleuchtete, mehr als ein Mahl erzählen. „O wie glücklich machen Sie mich mit dieser Nachricht," rief er der Witwe zu, „wie kann ich Ihnen meine Freude darüber genug ausdrücken? — Sie sind mir von Michaelis den Zins schuldig. Ich bin bezahlt. Lise! daß du mir gleich hinauf gehest, und den armen Kindern Brot herunter trägst, und die Hälfte jenes Hammels dazu, den ich gestern geschlachtet habe, und etwas Obst für die liebe Kleine da — gehe nur schnell!"

Wer beschreibt aber die Wonne der Witwe! Das unerwartete Glück, ihr eine dringende Schuld plötzlich erlassen zu sehen, schien ihr in diesem Augenblicke kaum einer Beachtung werth. Nun ertönte im Hofe das Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser — unsern guten Kaiser Franz!" und Alle stimmten mit ein in den herzerhebenden Sang, und eine so innige und rauschende Freude war eingekehrt in dieses Haus, in ganz Wien, in ganz Oesterreich, wie wir ihrer selbst in

den Zeiten des Ruhmes und höchsten Glückes keine genossen!

Als aber nun die arme Frau sammt ihren Lieben bey dem fröhlich bereiteten Mahle saß, das ihr die Güte des Hausbesitzers gesendet, und sie sich so wohl seyn ließen, wie schon seit lange nicht; da trat ein Beamter zur Thüre herein, und meldete, daß sie sein Vorgesetzter, dem sie ihr Gesuch übergeben, zu sprechen verlange. „Dieser Tag kann keinem Menschen Mißgeschick bringen. Es gibt heute in ganz Oesterreich keinen traurigen Menschen,“ so sagte sie zu ihren Lieben, und ging dann sogleich, wohin man ihr zu gehen befohlen.

Bald stand sie vor dem gütigen Staatsmanne. Er blickte freundlich auf sie und sprach, indem er ihr beyde Gesuche zurückgab: »Se. Excellenz, der Minister, haben auf Ihr Gesuch in Kraft der Aufträge, welche Sie von unserm gnädigsten Monarchen in dergleichen Angelegenheiten zur Norm gesetzt haben, entschieden, daß Ihnen die Staatscasse das angesuchte Witwengehalt nicht bewilligen könne, weil Sie hierauf keine gegründeten Ansprüche haben. Seine Majestät haben jedoch aus Ihrer Privatcasse eine ansehnliche Summe dazu bestimmt, alljährlich eine große Anzahl von Armen, die Beystand verdienen, zu unterstützen. Was Franz, der Kaiser, nicht thun kann, wird bey Ihnen Franz, der Fa-

milienvater und Menschenfreund, thun. — Sie werden die angesuchte Pension von drey Hundert Gulden in Rücksicht Ihrer äußerst kummervollen Lage aus derselben erhalten." Die Witwe war außer sich vor Freude. Thränen des Dankes erstickten ihre Worte. „Hier ist das Gesuch Ihres Sohnes," fuhr der Gütige fort, „seine Zeugnisse sind vortrefflich, aber es gibt jetzt der braven jungen Leute genug, die öffentliche Dienste suchen. Jedoch in Berücksichtigung der Anhänglichkeit seines verstorbenen Vaters an Kaiser und Vaterland ist ihm erlaubt worden, sich unter meiner Aufsicht zu einem tauglichen Staatsdiener auszubilden. Wenn der junge Mensch mit seinen Kenntnissen guten Willen vereinigt, so kann es an seinem Fortkommen nicht fehlen." Die Witwe sank in ihre Knie und faßte zitternd die Hand ihres Wohlthäters, der ihr im Nahmen ihres Monarchen als Engel des Trostes erschien.

„Hiermit ist mein Auftrag, den ich als Beamter des Staates an Sie hatte, geendet. Als ein Mann, der Ihr Unglück zu würdigen weiß, übergebe ich Ihnen diese Kleinigkeit, mit welcher Sie vorerst die dringendsten Bedürfnisse Ihrer armen Kinder und Ihres zerrütteten Haushaltes befriedigen mögen. Als ich meinen Untergebenen die große Noth, welche Sie ohne Ihre Schuld drückt, bekannt machte, legte Jeder un-

aufgefordert nach seinen Kräften zu meiner kleinen Gabe. Erziehen Sie Ihre Kinder gut, und sehen Sie darauf, daß alle an Herz und Sinn Oesterreicher bleiben." Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, ehe noch die vor Freude und Wehmuth erstarrte Frau zur Besinnung kam. Er hatte ihr eine Banknote von hundert Gulden in die Hände gedrückt. — Der Edle war ihrem Dank ausgewichen, aber der ewige Richter hat ihn gehört, und, was er that, im Buche der Engel gezeichnet. Er wird seinem Lohne nicht entgehen.

Als die Witwe, noch immer weinend, diesen Ort des Segens verließ, und vor das Gebäude hinaustrat, siehe, da standen alle ihre Kinder, welche die Unruhe über ihr Schicksal nicht zu Hause gelassen hatte, mit erwartendem Gesichte vor ihr. Und als sie die Mutter so weinen sahen, drängten sie sich tröstend an sie, und sagten: „Mutter, weine nicht! ist dir auch deine Bitte nicht gewährt, so hat Gott doch heute mehr gethan, er hat dem Lande seinen Kaiser erhalten."

„Lobet den Herrn," sprach die Witwe, „gebenedeyt sey sein Nahme! Er hat an uns Wunder gethan. Da sah sie den Stephansdom offen, und hörte mit feyerlichem Accorde das Te Deum laudamus, welches für die Genesung des Monarchen dargebracht wurde. Sie eilte hinein mit den

Ihrigen in den ehrwürdigen Dom, sank nieder vor Gott, und bethete: „Herr, Du bist groß! Erhalte uns lange, noch lange den gütigsten Fürsten; umkränze sein Haupt mit den Lorbern des Ruhmes, und senk' in seine Hand die Palme des Friedens. Uns aber, seinen Getreuen, erhalte sein Herz, seine Liebe!"

Für eine Mutter mehr, als das Leben.

Der liebenswürdige und unvergeßliche französische Jugendschriftsteller Bouilly, dessen Werke die reinste Moral athmen und in eben dem Grade das Herz veredeln, als sie den Geist bilden theilt uns in einem seiner besten Bücher: „die Mütter," betitelt, eine Erzählung mit, deren Wahrheit er verbürgt. Schrecklich ist diese Bürgschaft, und unwillkührlich muß dem Leser die Aeußerung entfallen: „Ist es möglich, daß es eine solche Mutter geben kann! ist es möglich, daß die Liebe einer Tochter so viel zu opfern vermag! — Gibt es für eine Mutter, die auch nur ein geringes Gefühl für die Erhabenheit und Wonne dieses Nahmens hat; gibt es für sie eine höhere Freude, als ihre Tochter im Reitze der Jugend, in der Ueberfülle der herrlichsten innern und äußern Gaben blühen zu sehen? Und ein junges, unschuldiges Mädchen — was kann ihm ein größeres Gut dünken, als der reine, unbefangene Blick in diese, ihm so freund-

lich entgegenlächelnde Natur; was kann ihm erhebender seyn, als das frohe Bewußtseyn, erkannt, geachtet, geliebt zu werden, und dieses auch zu verdienen; was kann ihm" — — doch ich vergesse, daß meine deutschen Leser mit dieser Geschichte noch unbekannt sind. Sie sollen sie hören, und meine Betrachtungen, die ich, von Unwillen und Abscheu, Bewunderung und Wehmuth ergriffen, mich selbst vergessend, so eben begonnen habe, in ihrem eigenen Gefühle und Nachdenken fortsetzen.

Diese Geschichte ist aus dem wirklichen Leben genommen, nicht aus jener zahllosen Volksclasse, die man oft mit vornehmem Blicke gemein nennt, die aber nie jene innere Stimme der Natur überhört, welche ihm Liebe für seine Kinder in's Herz ruft, und die fast immer das Wohl derselben mit zahllosen Opfern und nahmenlosen Entsagungen gründet — aus jener höheren Classe von Menschen ist sie genommen, aus einer Classe, die sich mit dem Vorrechte des feinsten Gefühles brüstet, und von der man mit allem Rechte mehr Zartsinn und feinere Empfindung zu fordern berechtiget ist, weil Stand und Geburt, Erziehung und Unterricht hierzu die Wege gebahnt.

In jenem schönen Lande, das ich mein Vaterland nenne, an dem blumigen Ufer der Loire, dort, wo die Milde und Reinheit des Himmels das Herz und die Empfindung mild macht und

reiner stimmt, hatte das rührende und schreckliche Ereigniß Statt, das ich Euch, meine Freunde, erzählen will. So jung ich damahls noch war, so lebt doch der kräftige Eindruck, den diese Begebenheit auf mich und Andere gemacht hatte, in meiner Erinnerung fort. Wollte Gott, daß diese Erzählung Mütter, unwerth dieses Nahmens, vor gleicher Eifersucht wahre, und sie vor einer Reue schütze, mit deren Schmerz ich nur Einen, jenen der Hölle, zu vergleichen vermag.

Die Freyin von R**, welche ich aus Achtung für ihre Familie nicht nennen will, vereinte mit dem Vorzuge einer angesehenen Geburt auch jenen des Reichthums. Ruhmvolle Ahnen, hohes Ansehen, ein großer Kreis ausgezeichneter Freunde, ein trefflicher Gatte, Talente und Wohlleben — Alles schien sich verbunden zu haben, dieser Dame, einer der Schönsten und Liebenswürdigsten in der ganzen Gegend herum, das Erdenleben zum Paradiese zu zaubern. Dieses Glück hatte durch die Geburt einer Tochter den höchsten Gipfel erreicht — einer Tochter, welche das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter schien, und ihrem Nahmen Celestine, der Himmlischen, mit allem Grunde entsprach. Kein Kind wurde mit zärtlicherer Sorgfalt und Pflege erzogen, als dieses; aber auch keines war der Liebe ihrer Aeltern so werth, als dasselbe. Mit jedem Tage entfaltete Celestine neue, himmlische Vorzüge. Der unnachahmliche Reitz

ihres Blickes, die entzückende Röthe ihrer Wange, die liebenswürdige Verschämtheit auf dieser — natürliche Grazie und Wohllaut der Stimme, Natürlichkeit und sittliche Würde schienen ihr allein anzugehören und machten auf Jedermann, der sich ihr näherte, unauslöschliche Eindrücke.

So lange sie in den Jahren der Kindheit war, konnte keine Mutter ihre Tochter mehr lieben, als es die ihrige that. Die Freyin zählte erst 25 Jahre und empfand kein geringes Vergnügen darüber, sich in diesem herrlichen, lebendigen Bilde wieder zu finden. Celestine wurde in alle Gesellschaften mitgenommen, und wer sie immer gewahrte, rief, als hätte er ein Wunder gesehen, im überraschten Entzücken aus: „Wie ist sie ihres Nahmens so werth!"

Alle diese Lobsprüche machten nicht die geringsten Eindrücke auf das heranwachsende Fräulein. Sie konnten dieß um so weniger thun, weil es schien, als empfände, besonders nach einiger Zeit ihre Mutter nichts weniger, als Freude, darüber. Und doch gab es für Celestinen nur Eine Freude; das Bewußtseyn, daß ihre Mutter sie liebe, dieses war es allein, was sie lebhaft zu beglücken vermochte. Mit ängstlicher Sorgfalt war ihr Blick stets auf sie geheftet, indem sie nach nichts strebte, als darnach, ihr zu gefallen. Der Mutter Gegenwart ward der zärtlichen Tochter erstes Bedürfniß; sie konnte sie nie verlassen, ohne

nicht in eine Traurigkeit, welche ihren schönen Wangen Thränen entlockte, zu verfallen.

So viele Zuneigung auch die Freyin für ihre Tochter, die nun in's zwölfte Jahr ging, empfand, so hörte sie doch nun auf, sie viel in die größere Welt zu führen. „Sie kommt nun", so sagte sie zu ihrem Gatten, »in die Jahre, welche für das ganze weibliche Leben die wichtigsten werden. Denn in diesen nehmen die reifenden Jungfrauen alle Eindrücke an, die ihnen entgegen kommen, und geben sich leicht jedem Vorurtheile hin, an deren vielen die größere Welt zu leiden gewohnt ist. Ihre sittlichen Eigenschaften, ihr Geist müssen sich nun völlig entfalten, und zu beyden bedarf man ein mehr zurückgezogenes, ruhiges Leben. Ernstere Wissenschaften, weibliche Arbeiten, und vor allen die Pflichten ihrer Religion, müssen sie nun mehr, als leeres Vergnügen und das Getümmel der Welt erfreuen." Celestine fügte sich gehorsam dem Willen der Mutter. Sie gab sich ganz dem Ziele ihrer eingeleiteten Erziehung hin, und ihr einziger Lohn, ihr seligster Augenblick war es, ihrer liebsten Mutter Beweise des unbedingten Gehorsams und der innigsten Liebe zu geben.

Als sie in ihr fünfzehntes Jahr trat, so hatte sie schon so viele Kenntnisse errungen, wie sie kaum Frauenzimmer von zwanzig und mehreren Jahren besitzen. Sie besaß die Blüthe und Annehmlichkeit der ersten Jugend, die Gesetztheit und den Verstand des reiferen Alters. Nun erwartete Celestine, daß die Mutter ihren Wunsch, sie stets begleiten und immer um dieselbe seyn zu dürfen, erfüllen werde, da sie nun ohne Gefahr in die Welt treten und, unter den wachsamen Augen einer guten Mutter, durch Beobachtung derselben an ihre Ausbildung die letzte Feile legen zu können glaubte.

Aber wie sehr hatte sie sich in ihrem Hoffen getäuscht! Je mehr sie zu diesem Ziele zu kommen strebte, desto sorgfältiger schien sie die Freyin allen Blicken zu entziehen. Celestine bemerkte sogar, daß die Liebkosungen, mit welchen sie ihre Mutter überhäufte, derselben einen gewissen Schmerz, den sie vergebens zu verbergen suchte, verursachten. Dieser war ihren Augen, jeder ihrer Bewegungen eingeprägt. Ihre Ausdrücke wurden von Tag zu Tag kälter, und ihre Miene unfreundlicher, härter. Dulden und Tragen, im Stillen zu weinen und jene ungerechte Abneigung, die doch nur vorübergehend seyn dürfte, zu besiegen — dieß war der Entschluß der armen Celestine. Mehrere Monathe blieb sie ihm unverrückt treu, immer erwartend, daß sie jene unver-

geßliche Zärtlichkeit, welche ihr die Mutter in den Jahren der Kindheit erwiesen hatte, wieder gewinnen werde.

Wäre zum mindesten ihr Vater in ihrer Nähe gewesen, so hätte sie an seinem Busen für ihren Schmerz Erleichterung gesucht. Doch dieser war seit Einem Jahre nach St. Domingo gereiset, wo er reiche Besitzungen hatte, und vor eben so langer Zeit war keine Hoffnung vorhanden, ihn wieder zu sehen. Sie konnte daher den einzigen Trost in der Ausbildung ihrer Talente suchen, und brachte es auch in kurzer Zeit dahin, daß Männer und Frauen, alte und junge Leute sie für einen Engel an Güte und Schönheit erklärten. Alles kam darin überein, daß sie die erste und liebenswürdigste Blüthe der ganzen Umgegend sey.

Aber diese günstigen Erfolge, dieses einstimmige Lob hatten für die Arme nichts, als neue Entbehrungen und Qualen zur Folge. In ihr Zimmer verwiesen, sah sie fast nie ihre Mutter; und sammelte sich Abends ein Cirkel von gewählter Gesellschaft, so verwies sie sogleich ein befehlender, finsterer Blick aus derselben. Noch errieth die Unglückliche die Ursache jenes sonderbaren und widernatürlichen Benehmens nicht. Sie schrieb es einer übertriebenen mütterlichen Besorgniß für ihre Gesundheit, einer allzu ängstlichen Vorsicht, mit der jene über sie wache, und andern entschuldigenden Beweggründen zu. Gut und vertrauens-

voll machte Celestine neue Versuche, die verlorne Liebe zu gewinnen, und unterwarf sich willig der Sclaverey, deren Härte mit jedem Tage zu wachsen schien.

Celestine erreichte ihr siebzehntes Jahr. Sie konnte sich nirgends zeigen, ohne eine Bewunderung, die bis zum Enthusiasmus wuchs, zu erregen. Bald ward es ihr nur mehr vergönnt, vor der Stadt, wohin sie die Mutter im geschlossenen Wagen führte, freye Luft und Bewegung zu genießen. Aber so viele Sorgfalt die Freyin auch anwendete, vor Aller Augen ihre Tochter zu verbergen, so gelang ihr dieß doch nicht immer, und je seltener man sie sah, desto stärker war jedes Mahl der überraschende Eindruck, den ihr Erscheinen hinterließ. — Als sie einst über den Hof des Schlosses ging, rief einer der dort beschäftigten Menschen aus: „O welch ein himmlisches Fräulein!“ Die Freyin, welche diese Aeußerung vernommen hatte, ließ ihn auf der Stelle verabschieden und ihm die Weisung ertheilen, sich ja nie mehr vor ihren Augen sehen zu lassen. — Einst scherzte der alte und treue Kammerdiener mit dem Kammermädchen der Freyin im Vorzimmer, ohne zu wissen, daß die Gebietherin mit ihrer Tochter im anstoßenden Cabinette sey, von dem man jedes Wort, das gesprochen wurde, vernehmen konnte. „Man hat wohl Recht,“ sprach der Eine, „unser Fräulein die schönste Blüthe in der Stadt zu nen-

nen." — „„Und was ihren Reiz so sehr erhöht,"" sprach das Kammermädchen, „„mag wohl ihre Bescheidenheit seyn, denn sie scheint es kaum zu wissen, wie schön sie ist."" — „Ihre Maman," setzte der Alte mit einem boßhaften Tone dazu, „bemüht sich wohl besonders, sie in dieser Unwissenheit zu lassen; aber was nützt ihr dieß alles! Deßhalb wird ihr Fräulein nicht häßlicher, und die Jahre vergeben hinsichtlich ihrer um desto weniger von ihrem Rechte." — „„Die Frau Baronin,"" versetzte die Andere, „„ist noch sehr schön; aber ich wollte wetten, daß sie doch niemahls in ihrem Leben jene liebenswürdige Grazie, jene edle Regelmäßsigkeit der Züge, und vor Allem das treffliche Herz ihrer Tochter hatte.""

Celestine stand neben ihrer Mutter; sie sah selbe bey diesen Worten leichenblaß werden. Das Erste, was sie thun konnte, war, sie mit kindlichem Herzen zu umarmen: „Lasse mich!" rief sie, „lasse mich!" und stieß sie mit einer convulsivischen Bewegung zurück, in dem sie einen durchdringenden Blick des Zornes auf sie warf. — — Drey Tage darauf wurde der alte Diener sammt dem Kammermädchen aus dem Dienste gejagt, ohne daß, außer Mutter und Tochter, Jemand um den wahren Beweggrund dieser grausamen Handlung gewußt hätte.

Celestine errieth ihn nun ohne Mühe. „So ist es mir denn unmöglich, daran zu zweifeln, daß meine Mutter gegen mich eifersüchtig ist!" So rief sie mit zitternder Stimme aus, und Fieberkälte durchschauerte ihren Körper. „Ach Gott! ist es denn möglich, daß Eifersucht Mutter und Tochter trenne!" Sie fiel erschöpft auf ihr Lager, und das Bewußtseyn verließ sie.

Von nun an überzeugte sie eine genaue Beobachtung täglich mehr von dem Grunde ihrer Furcht und ihrer Verzweiflung; denn täglich wuchs die Erbitterung der Mutter, und zahllose Entbehrungen waren die Folge für die liebende Tochter. Endlich ward es die Freyin müde, stets nach Mitteln und Ausflüchten, ihre Tochter dem geselligen Leben in der Stadt zu entziehen, haschen zu müssen. Sie benützte den Umstand, daß sich Celestinens Wange zusehends bleichte, was allein die Folge des verschlossenen Grames war, um dieses Ereigniß für ein Brustübel auszugeben, das der äußersten Vorsicht bedurfte. Und somit kündigte sie an, daß sie Celestinen auf ein Gut, das sie drey Meilen von der Stadt in einer angenehmen und gesunden Gegend besaß, zu führen gezwungen sey, damit sie dort ihre Gesundheit herstelle und dem Fortschreiten des Uebels Einhalt gethan werde.

Die Ergebung, mit welcher Celestine diesen Beschluß anhörte, übertraf ihre Erwartung. Die

zärtliche Liebe, welche sie für ihre Mutter fühlte, war Grund genug für sie, Alles zu opfern, ihre Freude und ihr Glück, ihre Gesundheit und ihr Leben. Reichlicher Ersatz schien es ihr, einen freundlichen Blick von der zu gewinnen, die ihr Höchstes war, und die süße Hoffnung zu nähren, jene mütterliche Neigung, die eine unglückselige Leidenschaft ihr für eine Zeit lang entrissen hatte, wieder zu gewinnen. Und eben diese Eifersucht, welche sie nun mit so vielem Schrecken erkannte, schien ihr bald nichts anderes zu seyn, als eine zu weit getriebene Vorsicht für ihr jugendliches Gemüth, daß nichts den Frieden desselben störe, und nichts die selige Ruhe raube, welche der Himmel der glücklichen Jugend ist. Sie bestärkte sich fortwährend in dieser süßen Täuschung und fand in derselben ungemeinen Trost. »Ja," sagte dieser Engel, »ich muß jede Gelegenheit, meiner Mutter unangenehme Gefühle zu erwecken, mit Sorgfalt vermeiden. Ich will mich der Gesellschaft entziehen, und wenn man mich nöthigt, mich zu zeigen, so will ich meinen Anzug, meine Haltung vernachlässigen. Es ist ja so leicht, die Reitze, welche die Natur gab, zu zerstören. Man behauptet, daß meine Augen lebhaft und ausdrucksvoll sind; nun wohl, ich will sie durch nächtliches Wachen, durch Lectüre und Studien so anstrengen, daß ihr Feuer erlöschen soll. Meine Stimme soll wohlklingend seyn und zum Herzen dringen,

— ich will schweigen und nur einsylbig die Fragen, die man mir stellt, beantworten. Wie glücklich werde ich seyn, wenn ein Opfer dieser Art mir die verlorne Mutter gewinnt und mir der Kinder höchstes Gut, ihre Liebe, erringt!"

Allein es war hinreichend, das liebenswürdigste Geschöpf nur zu sehen, um von ihren mächtigen Reitzen, welche nun die höchste Stufe erreicht hatten, von der Anmuth ihrer lieblichen Züge, von der Würde und Hoheit in ihrem ganzen Wesen hingerissen zu werden. Dieß Alles bemerkte die Baronin, des Mutternahmens unwerth, viel eher, als Celestine. Sie ward dadurch im Innersten aufgeregt, und jene kam in ihrem Jammer so weit, daß sie es nimmermehr wagte, vor ihr die schüchternen Augen aufzuschlagen, auf daß der Ausdruck ihrer Liebe und Sehnsucht der Mutter nicht neue Schmerzen bereite.

„Was soll ich anfangen," rief sie händeringend, als sie sich allein befand, „um diese unglückselige Abneigung zu vermindern! Wenn ich's vermöchte, diese Gesichtszüge, die mir um des Unheils willen, das sie verursachen, verhaßt sind, zu entstellen? Ich hatte dieß von der Anstrengung, der ich mich freywillig unterzog, zuversichtlich erwartet; aber scheint es doch, daß die Natur jene Gabe, um die ich sie nicht gebethen hatte, mit dem Glücke meiner Lebenstage bezahlt

sehen will!" — Der Schmerz schien ihr das Herz zu brechen, sie griff nach der Harfe, die ihrem Seelenschmerze schon so oft Linderung verschafft, und sang folgende Verse, die sie bey einer ähnlichen Gelegenheit selbst gedichtet hatte, und die kein Verdienst besitzen, als dieses, daß sie aus ihrem Herzen geflossen. Sie sang mit unnachahmlichem Ausdruck:

Auf mehr wohl, als auf Millionen Wegen
Jagt Dir die Menschenschar, o Glück des Lebens,
Mit raschem Drang und heißer Gier entgegen,
Und meistens, ach, ist all ihr Müh'n vergebens!
So jage, Thor! mit nimmer sattem Triebe —
Ein Glück nur kenn' ich, Mutter, deine Liebe!

Der fromme Sinn ist auch dem Thiere eigen,
Das Thier liebt die, der es sein Daseyn danket,
Blick' hin, der junge Specht auf jenen Zweigen,
Wie er zu ihr vom Ast zum Aste wanket,
Wie ihm vor Lust die nackten Flügel beben —
Sie ist ihm mehr, das zeigt er, als sein Leben!

Sey glücklich, Thierchen! bist mit ihr vereinet,
Mit ihr, die Dir das Liebste ist auf Erden.
Ich bin 's allein, die hier verlassen weinet,
Ich kann, ob ich's auch will, nicht glücklich werden!
Dir ähnlich seyn — dieß nennst du ein Vergehen?
O Mutter, kannst Du mich verstoßen sehen!

Verhaßter Reitz, entflieh' von meinen Wangen!
Du raubest mir das Höchste aller Güter;

Mich quält nach dir kein sündiges Verlangen,
Gib, was du nahmst, die Beste aller Mütter!
Entschwinde schnell, ich flehe dich, entschwinde,
Auf daß ich sie, mein Glück, mein Alles finde!

Kaum hatte sie geendet, als sich die Thüre ihres Zimmers öffnete. Die Baronin, welche Alles mit angehört hatte, stürzte sich, bleich und zitternd, auf sie hin. Sie fing sie in ihren Armen auf und rief ihr mit einem Tone zu, in welchem Scham und Zärtlichkeit sich um den Vorrang stritten: „Celestine! du fürchtest deine Mutter zu verlieren! ist sie nicht bey dir, geliebte Tochter? drückt sie dich nicht an ihr Herz?" Celestine wollte antworten, aber die Ueberraschung, die Freude, das Herz ihrer Mutter an dem ihrigen schlagen zu fühlen, ein Glück, das sie schon so lange entbehrt hatte, und endlich ihr zarter Sinn, mit dem sie in den Gesichtszügen die bittersten Vorwürfe, welche sie sich selbst machte, las — ließ ihr das Wort auf der Zunge ersterben; sie brachte nichts vor als Thränen der Freude. Halb bewußtlos stürzte sie vom neuen in die Arme der Mutter. Schien es doch, als hätte sie sich Vorwürfe zu machen, und die hohe Freude, die beyde genossen, war mit dem wonnevollen Schmerze, den reinere Seelen beym Vergeben, beym Wiedervereinigen lang entfernter Gemüther so süß zu empfinden gewohnt sind, vermischt. Sie drückte wohl tausend glü-

hende Küsse der geliebtesten Mutter auf, und diese erwiederte sie, gleichfalls Thränen vergießend, indem sie ihr beruhigend zurief: „Ja, Celestine! ja, du hast deine Mutter wieder gefunden!“

Und dieses Versprechen schien in der That gehalten zu werden. Die Baronin erlaubte von nun an ihrer Tochter, in ihrer Begleitung die Gesellschaften zu besuchen; sie that noch mehr, sie ließ ihr sogar öfters die Pflicht über, die Gäste im eigenen Hause zu empfangen. Nun schien es sogar, als wäre sie weniger empfindlich, wenn Celestine allgemeine Bewunderung erregte. Mit welchem Entzücken erfüllte dieses die Gute, und welch' einen Schrecken machte ihr jedes schmeichelhafte Wort, das man an sie verwies! In dem Antlitze ihrer Mutter suchte sie mit unbeschreiblicher Sorge und Angst die Wirkung, welche es in ihrer Seele hervorbrachte, zu lesen. Und als sie dasselbe nun ruhiger fand und entfernt von jenem leidenden und bitteren Wesen, das ihm sonst bey ähnlichen Gelegenheiten in so sonderbarer Mischung aufgeprägt wurde — ach, da überließ sie sich ganz ihrem Glücke und jenem Frohsinn, welcher der Jugend so eigen ist und himmlische Reitze über dieselbe verbreitet!

Doch leider! überzeugte sich die unglückliche Celestine bald zu ihrem Schrecken, daß ihre Mutter im Momente der höchsten Rührung viel mehr

versprochen habe, als sie zu erfüllen im Stande war. Die Freyin hatte einen Bruder, welcher Major eines Infanterie-Regimentes war. Dieses in vielem Ansehen stehende Regiment lag in der Stadt als Garnison. Die Officiere desselben veranstalteten einen festlichen Ball, zu welchem die Baronin sammt ihrer Tochter geladen wurde. Celestine wurde zur Königin des Festes erwählt und bestimmt, an der Hand ihres Onkels den Ball zu eröffnen.

Es war der eifersüchtigen Mutter nicht möglich, ihrer Tochter diese Ehrenbezeigung zu entziehen. Sie verbarg ihrem Bruder den Verdruß, den sie darüber empfand, daß man sie hierbey gleichsam übergangen habe, und widersetzte sich nicht, Celestinen so gekleidet zu sehen, wie es ihr Stand, die Gelegenheit selbst und die Ehre, welche man ihr erwies, erforderte. Sie erschien daher bey diesem Feste mit dem Glanze aller ihrer Reitze, der sie so sichtbar überstrahlte. Sie war das Ziel aller Blicke und der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Sie schwebte in den Reihen wie ein Engel, und was noch mehr ihren Liebreitz erhöhte, dieß war die Bescheidenheit, mit der sie jedes verdiente Lob ablehnte, und die Sorgfalt, mit der sie jeder Auszeichnung auswich.

Unter der Menge von Tänzern stellt sich ihr auch der Graf v. D** vor, einer der schönsten

Officiere des Regimentes, den sie schon aus dem Hause ihrer Mutter kannte, in welches er häufigen Zutritt hatte. Er bittet sie, mit ihm den zweyten Tanz zu eröffnen. Sie geräth in Verlegenheit, bemüht sich, diese Ehre abzulehnen, wird aber durch die Vorbitte ihres Onkels hierzu genöthigt, nachdem sie auch noch die Erlaubniß ihrer Mutter, welche sie keinen Augenblick aus den Augen verlor, erhalten hatte. Jede ihrer Bewegungen, ihre Grazie, ihr Anstand — Alles vereinigte sich, die Zuseher in Enthusiasmus zu versetzen. Sie war in Aller Munde. „Das ist Terpsichore unter der Gestalt der Göttin der Liebe," rief Einer. „Atalante war nicht lieblicher," sagte der Andere. „Man sollte meynen," versetzte ein Dritter, »sie sey es, die Virgil mahlen wollte, als er sang: Sie würde über Blumenbeete schweben, ohne eine einzige Blüthe mit ihrem Fuße niederzudrücken." — Alle diese Schmeicheleyen schienen die Freyin wenig aus ihrer Fassung zu bringen. Nicht die geringste Wolke war auf ihrem Gesichte zu sehen, und man mochte glauben, daß sie sich glücklich schätze, mit an dem Triumphe Celestinens Antheil nehmen zu können.

Kaum war der Tanz beendigt, so eilte Celestine zu ihrer Mutter. Nun erhob sich über Beyde das Gespräch der Anwesenden. Dieser pries die Freyin glücklich, Mutter einer solchen Tochter zu seyn; Jener behauptete, nun müsse Erstere frey-

lich jedem Anspruche, selbst zu gefallen, entsagen. »Die Baronin ist eine der schönsten Frauen in der Stadt,“ setzte Jemand ernsthaft hinzu, »aber sie thut sehr Unrecht, sich an die Seite ihrer Tochter zu setzen. Frühling und Sommer sind sich freylich sehr nahe, aber das Blatt des Einen grünt noch, während jenes des Andern erbleichet.“ — »»Wer möchte wohl,““ rief der Graf D**, welcher, trunken vor Freude, vergaß, wem er so nahe war, »»wer möchte die Baronin mit ihrer Tochter vergleichen? Ist es wohl Jemandem eingefallen, die Tuberrose der duftenden Rose des Mays entgegen zu setzen!““

Welche schrecklichen Gemüthsbewegungen erregte dieß bey der Baronin, die fast Alles mit angehört hatte. Und von wem mußte sie diese letzten Worte hören! Sie war außer sich. Auch Celestine hatte sie mit Schrecken vernommen. Sie suchte in ihrer Mutter durch Beweise ihrer innigsten Liebe die Erinnerung an dieselben zu erlöschen. Aber sie waren bis in das Innerste ihrer Seele gedrungen; ihre Lippen zitterten, ihre Augen starrten bewußtlos umher, auf jedem Zug ihres Gesichtes war der innere Kampf zu lesen. Celestine sah sie erbleichen. Sie benützte den Vorwand eines gähen Uebelbefindens, und beyde schieden aus dem lärmenden Kreise, gekränkt und bedauert.

Alle Versuche Celestinens, die Unglückliche zu zerstreuen, waren vergeblich. Umsonst sang sie ihr Lied, umsonst betheuerte sie ihr die kindlichste Liebe, umsonst umschlang sie die Brust Derjenigen, die sie so innig liebte. Die Baronin schien mehr, als je, von ihrer Leidenschaft befallen zu seyn, und führte ihre Tochter bald weit von der Stadt fort auf das entfernteste ihrer Güter, in die Gegend von Poitou. Hier übergab sie selbe der Pflege einer Untergebenen, eilte schnell zurück in die Stadt und überließ die trostlose und gebeugte Celestine ihrem Schicksale, einer Verwiesenen gleich.

Mit bitteren Thränen in den blauen, seelenvollen Augen rief Celestine aus: „Ihr verwünschten Züge, die man so schön preist! ihr raubt mir auf allen Wegen das Glück meines Lebens. Kein Mittel würde ich scheuen, euch für ewig zu verunstalten, denn hierdurch gewönne ich das Höchste für eine dankbare Tochter, die Liebe meiner Mutter, deren Herz so gut ist, und die mir nur Eine Leidenschaft entfremdet, die weit außer ihrer Gewalt liegt. Vielleicht wäre es möglich, jene unglückselige Hülle umzuwandeln, indem ich andern Unglücklichen Hülfe und Segen spende?"

Dieser Gedanke bemächtigte sich ihrer. Sie erkundigte sich mit Hast um die gefährlichsten Kranken in jenem Orte, an dem sie weilte, und in denjenigen, die ihn umgaben. Hörte sie nun, daß

irgendwo das ansteckende Blatterngift wüthete, so ließ sie sich hinführen, unter dem Vorwande, selbst Hülfe zu bringen und Wohlthaten zu spenden. Kein Widerstand war groß genug, um sie davon abzuhalten. Sie berührte die Leidenden, welche oft im heftigsten Fieberschweiße lagen, mit eigener Hand, in der Hoffnung, ihr Uebel zu erben, und so jene Mauer zu zerstören, welche zwischen ihrer kindlichen Liebe und das Mutterherz eine fluchwürdige Leidenschaft aufgeführt hatte. Aber sey es, daß die allwaltende Vorsicht sie um des Werkes der Liebe willen, das sie verübte, beschützt und vor Ansteckung bewahrt hatte; sey es, daß der günstige Erfolg, mit welchem ihr in früher Kindheit das Blatterngift eingeimpft wurde, auch mit das Seinige that und jeden Nachtheil entfernt hielt: — Celestine verließ auch diese Stätten ohne Gefahr und schien verurtheilt zu seyn, in jenen Reitzen, die ihr so vielen Kummer bereitet, forthin zu prangen.

Allein diese grausamen Versuche, welche ungeachtet der guten Absicht, in der sie unternommen wurden, nicht zu rechtfertigen sind, mißlangen noch immer. — Die Freyin, welche das veraltete Gebäude, in dem ihre Tochter gefangen gehalten wurde, herstellen wollte, hatte befohlen, daß verschiedene Gemählde, welche in den Zimmern herumhingen, ausgebessert würden. Zwey Mahler und mehrere Lehrlinge waren damit be-

schäftigt, ihrer Weisung Genüge zu leisten. Einer aus ihnen, ein junger Mensch, von frischem und hübschen Ansehen, dem es an Uebung und Vorsicht fehlte, öffnete unbesonnener Weise eine Flasche voll Scheidewasser, wovon ihm einige Tropfen in's Gesicht spritzten. Er schrie laut auf und verlangte wehklagend nach Oehl, um das Uebel, das er sich zugezogen, nach Kräften zu heben. Celestine, immer bereit, Leidenden Hülfe zu bringen, stürzte auf sein Geschrey herbey, und sah erstaunt die Verwüstung, welche ein Wasser, das so rein und unschädlich schien, auf dem Antlitze des Lehrlings hervorgebracht hatte. »Dieß ist ein fressendes Gift," versetzte Einer der Mahler, „welches nichts, als das reine Gold verschont. Seine Wirkung auf die Haut ist so fürchterlich, daß es, wenn man nicht schnell mit Oehle zu Hülfe kommt, Narben, jenen der schrecklichsten Pockenkrankheit gleich, zurück lassen würde."

Celestine fühlte bey diesen Worten eine lebhafte Gemüthsbewegung. Diese Entdeckung ging ihr nicht aus dem Kopfe. Sie bemerkte mit Sorgfalt Gestalt und Farbe der Flasche, in welcher diese fürchterliche Flüssigkeit lag.

Sobald die Arbeiter Feyerabend gemacht hatten, nahm sie von jenem Scheidewasser, das so brennend und verzehrend wirkt, mehr, als zu ihrem Verderben hinreichend war, und trug es, in einem Riechfläschchen verborgen, auf ihr Zim=

mer. So lange die Mahler mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, unterließ sie es, um jedem Verdacht auszuweichen, hiervon Gebrauch zu machen. Als aber diese ihr Werk vollendet und sich aus dem Schlosse entfernt hatten, wagte sie Abends, nachdem sich Alles zur Ruhe begeben hatte, den schrecklichsten Versuch. Sie öffnete das Fläschchen Scheidewasser, schloß die schönen Augen, welche sie retten wollte, und wusch sich das Gesicht mit diesem schrecklichsten aller ätzenden Gifte. Sie verbarg mit Sorgfalt das Behältniß derselben, und ertrug den brennenden Schmerz, den es verursachte, mit Kraft und Geduld. Kein Klageruf, kein stöhnender Seufzer, nicht ein einziger Schmerzenslaut entfloh ihren Lippen. Der Gedanke, daß sie nun eine Mutter gewonnen habe, erfüllte ihre Seele mit Muth und übermenschlicher Stärke.

So ließ sie die ganze Nacht hindurch dem Gifte ganz freyen Spielraum zur gräßlichsten Wirkung. Als ihre alte Aufseherin am frühen Morgen in's Gemach trat, entsetzte sich dieselbe über das entstellte Gesicht des Fräuleins, und schrie nach dem Arzte des Dorfes, welcher ein Mann von beschränkten Einsichten war. Dieser sah die Krankheit für ein Pockenübel der schlimmsten Gattung an. Durch Arzeneyen, welche er ihr, um die Ausdünstung des Körpers zu erleichtern, reichen ließ, beförderte er vielmehr das Fortschreiten des Uebels, anstatt es zu hemmen. Die Auf-

seherin, welche in Verzweiflung war, sandte sogleich einen reitenden Bothen nach der Baronin mit der Nachricht von der plötzlichen Krankheit des Fräuleins in die Stadt ab.

Die Freyin, voll Unruhe und gequält von Gewissensbissen, ihre Tochter so ferne von sich gehalten zu haben, vielleicht selbst Schuld an ihrer Krankheit, welche sie für eine Folge ihrer Melancholie hielt, zu seyn, nahm Postpferde, und eilte in Begleitung des berühmtesten Arztes der Stadt, welcher Celestinen seit ihrer Kindheit besorgt hatte, zu ihrer Tochter. — Es war Nacht, als sie ankamen. Ungeachtet des schwachen Lichtes, welches eine düstere Lampe im Schlafgemache Celestinens verbreitete, konnte sich doch die schreckliche Veränderung, die mit der Unglücklichen vorgegangen war, leicht wahrnehmen lassen. Die Freyin vermochte sich nicht zu enthalten, in einen Schrey des Entsetzens auszubrechen. Celestine aber faßte ihre Hand, drückte sie zärtlich und rief ihr die kindlichen Worte mit dem süßesten Ausdrucke zu: „Mutter, o meine theure Mutter — ich habe Sie wieder!"

Der Arzt bemerkte beym ersten Anblick, daß dieses Uebel keine Pockenkrankheit sey; erklärt aber auch, daß ihm bey der langen Ausübung seiner Kunst noch keine Hautkrankheit mit diesen Symptomen vorgekommen wäre. Er findet Celestine im heftigen Fieber, welches eine Folge der fürchter-

lichen Schmerzen war, die sie durch sechs und zwanzig Stunden ertragen hatte, und verordnet ihr einstweilen lindernde Mittel.

Am frühesten Morgen begab sich der Arzt allein zu der Kranken. Er sprach zu ihr als Mann von Verdienst und als Freund. Er stellte die genauesten Nachforschungen nach ihrem Uebel an, bemerkte gar bald, daß die angerichtete Zerstörung sich nicht weiter als auf das Gesicht und die rechte Hand erstreckte, während alle andern Theile des Körpers ganz ohne den geringsten Schaden waren. Celestine, welche ihm die Wahrheit gerne verborgen hätte, war zu rein und zu wenig erfahren im Reiche der Lügen, um seinem durchdringenden Blicke den wahren Hergang der Sache verbergen zu können. Sie gesteht ihm denn widerwillig das entsetzliche Geheimniß, und starrer Schrecken war das erste Gefühl, welches sich seiner bemächtigte.

Der Kunst gelang es, den weiteren Verheerungen Einhalt zu thun. Das Fieber wich, aber, gerechter Gott! welche Folgen hinterließ jener schreckliche Versuch. Große und tiefe Narben entstellten das sonst so liebliche Antlitz, Todtenbläße nahm die Stelle der Lilien und Rosen auf den Wangen ein, die herrlichen schwarzen Augenbraunen fielen aus, der Reitz des ganzen Gesichtes schwand für immer dahin. Doch noch schrecklichere Folgen fanden sich ein. Celestine hatte entweder bey ihrem unverantwortlichen Versuche die

Augen nicht wohl verschlossen, oder das fürchterliche Gift war tief durch die Haut in dieselben gedrungen. Nach wenigen Tagen war es entschieden, daß sie nie mehr schauen würde das freundliche Licht des Tages, nie mehr sehen den blühenden May mit seinen Wundern, Die nicht mehr sehen, die ihr lieb waren auf dieser Erde, und Alles, was die Nacht unsers Lebens erheitert! — Celestine war blind für ewig, und an nichts mehr erkannte man das liebliche Wesen, als an seiner Stimme, die ihm der einzige von allen Reitzen geblieben.

Die Baronin war vor Verzweiflung über die Blindheit ihrer Tochter außer sich. Sie überhäufte in ihrem Schmerze den Arzt mit den bittersten Vorwürfen, indem sie auf ihn die Schuld dieses schrecklichen Unglückes schob. Dieser aber, erfüllt von Verachtung und Entrüstung, rief ihr, für immer ihr Haus verlassend, zu: »Nicht mein ist die Schuld dieser schrecklichen Wirkung. Ihrer ist sie, Frau Baronin, und, was sie hier sehen an Ihrer unglücklichen Tochter — ein Werk Ihrer lächerlichen, fluchwürdigen Eitelkeit ist es! Thörichtes Weib! so mögen Sie es denn wissen — Sie sind es allein, die Ihrer Tochter mehr als das Leben, den freudigen Anblick desselben genommen. Dieses schreckliche Bewußtseyn mög' Ihre Strafe, der Gedanke mehr Qual, als jene der Hölle seyn. Möge dann jede Mutter ein war-

nendes Beyspiel an Ihnen erblicken, und Ihr Angedenken mit gerechtem Zorne verwünschen!"

Bald wußte die Freyin Alles. Wer beschreibt ihre Gefühle! Die Zeugen dieser schauderhaften Scene standen bleich und zitternd vor Schrecken. Der Baronin brachen die Knie, sie sank wie leblos zu Boden. Da riß die blinde Celestine die Thüre des Gemaches auf, suchte mit ausgebreiteten Armen in ihrer ewigen Finsterniß die Mutter, welche ihr Stöhnen verrieth. Sie stürzte auf sie hin mit engelsüßer Milde, umfaßte sie freundlich und innigst. Aus ihren hohlen Augen liefen Zähren über die narbigten Wangen, und von ihren Lippen quollen sanfte Worte des Trostes, der Liebe, des Segens.

Bald kehrte Celestinens Vater zurück. Der Schrecken im Hause war allgemein. Man starrt ihn an, man schweigt auf seine Fragen, und weinend kommt ihm jeder treue Diener entgegen. Im Kurzen erfährt er diesen entsetzlichen Vorfall. Die Baronin, zerknirscht und überdrüssig des Lebens, gibt sich selbst als die Schuldige an. Ergrimmt stößt er seine Frau zurück, schwört einen heiligen Eid, nie mehr unter Einem Dache zu wohnen mit ihr, und verläßt in derselben Stunde für immer dieses unglückselige Haus.

Als die schrecklich gestrafte Mutter ihr Bewußtseyn wieder erhielt, und mit einem Schrey des Entsetzens das Jammerthal des Lebens, dem

sie schon entrissen zu seyn glaubte, wieder begrüßte, so gewahrte sie, wie einen tröstenden Engel, Celestinen an ihrer Seite. Sie fuhr mit beyden Händen auf ihr Antlitz hin, und verdeckte dasselbe. Erfüllt mit dem nagenden Wurme der schrecklichsten Reue sank sie auf ihre Knie, und schwor: ihr ganzes Leben und jeden Zug ihres Athems zu weihen der Pflege jener heiligen Blinden.

Celestine umarmte sie, von einem seligen Entzücken durchströmt. — „O meine Mutter!" rief sie, „wenig habe ich verloren gegen das, was ich gewonnen. Vergänglich sind die Reitze gewesen, die ich geopfert; aber ewig, o Mutter, wird deine Liebe seyn. Und werd' ich je einen Augenblick Reue empfinden um das Licht meiner armen Augen, so wird es nur darum seyn, daß ich Dich, o Mutter, nicht schauen kann!"

* * *

Die Handlung Celestinens ist, genau an sich erwogen, weder vor dem Gesetze der Vernunft, noch vor jenem der Moral zu billigen. Sie entstand aus einem natürlichen Hange zur Schwärmerey, von welchem der Menschenfreund auch das beste Herz und zarteste Gefühl befreyt wünschen muß. Menschen, die mit dieser Krankheit behaf-

tet sind, werden nie in ihrem Leben und unter keinem Verhältnisse glücklich. Deßhalb müssen sich junge Leute schon in früher Jugend an eine gewisse Festigkeit des Charakters gewöhnen, und die Welt, wie sie mit ihrem Guten und Mängeln wirklich ist, anschauen und beurtheilen lernen. Celestine mag damit zum Theile entschuldigt werden, daß sie die schrecklichen Folgen jenes unseligen Mittels, das sie zur Zerstörung ihrer Schönheit angewendet, nicht in ihrer ganzen Ausdehnung kannte, und daß es nur ein besonderes Mißgeschick war, daß sie das Licht ihrer Augen mit dem Reitze ihres Gesichtes verlor. Vor allem aber möge ihre wahrhaft edle, in allen Lagen sich gleich bleibende kindliche Liebe zur Ermunterung und Nachahmung dienen. Wir leben jetzt in einem Zeitalter, wo heilige Gefühle dieser Art weniger in Gefahr stehen, in Schwärmerey auszuarten, sondern, wo sie vielmehr, leider oft noch im frühesten Alter, zur Lauheit und Kälte herabsinken. Und dagegen zu kämpfen — dieses war Ziel meiner Mittheilung.

Vater Meinrad und der arme Student.

Dr. Meinrad Lichtensteiner, Priester des Benedictiner-Ordens zu den Schotten und Vice-Director der Gymnasialstudien in Oesterreich, lebt in Wien ganz seinem menschenfreundlichen Wirkungskreise. Wohl schwerlich hat es je einen Schulmann gegeben, der mit solcher regen Thätigkeit und mit solcher aufopfernden Liebe für die Jugend kein Vergnügen in der Welt kennt, als jenes, welches er aus dem Gedeihen seiner humanen Bemühungen schöpft. Alt und Jung hält sich an ihn, wie an einen Freund und Gönner, Wohlthäter und Vater; und wohl gibt es kaum Eine Familie in Wien, die ihm nicht dankbar verpflichtet seyn würde. Deßhalb ist sein Nahme in Aller Munde. Man vergißt über die Liebenswürdigkeit, die in seinem wohlwollenden Wesen herrscht, die Würde, welche er auf der hohen Schule begleitet, und den Standpunct, auf welchen ihn die Vorsicht zum Wohle der Menschheit erhoben. Insgemein nennt man ihn bloß: den Vater Meinrad — oder: den guten Meinrad.

Die allgemeine Hochachtung und Liebe, welche das Herz aller Edlen, und der dankbaren Jugend besonders, für diesen Biedermann erfüllt, ward durch den Jubelruf, der sich in rauschender Freude vernehmen ließ, als derselbe im verflossenen Jahre zum Rector Magnificus der hohen Schule erwählt wurde, recht ersichtlich. Wohl Wenigen, welche diese Würde begleiteten, ward mit solch inniger Lust das „Lebe hoch" zugerufen. Der Enthusiasmus kannte keine Grenzen, die jungen Leute priesen laut seinen Nahmen, und das höchste Entzücken strahlte aus ihren Augen. In öffentlichen Blättern las man Gedichte, welche diese Wahl ehrend feyerten, der würdige Hohler, Meinrad's redlicher Freund, besang sie in einer lateinischen Ode, und mit ihm pries sie die innere Stimme eines Jeden, der das Oesterreichische Studienwesen und die Verdienste Meinrad's um dasselbe würdigt und ehret. Keiner aus allen Schulmännern wurde noch so geliebt, wie Vater Meinrad es ist; aber auch Keiner hat solchen Anspruch darauf.

Vater Meinrad ist die Geradheit und Offenheit selbst. Er haßt nichts mehr als Ceremonie und Umschweife. Seine Schüler sind ihm alle gleich lieb, ob reich oder arm, hoch oder niedrig geboren. Wenn sie nur ihre Pflichten erfüllen, so finden sie alle mit derselben Liebe und Wärme in ihm einen Gönner und Freund. Voll

innerer Güte und Nachsicht findet ihn der Leichtsinn stets zum Vergeben bereit; die Schuld, wird sie ernstlich bereut, ist bey Niemandem leichter vergessen, als bey ihm; und grollt er auch mit äußerem rauhen Wesen — die jungen Leute wissen es wohl, daß in seinem Innern nur Liebe und Wohlwollen herrscht. Er ist ein kostbarer Diamant in seiner Hülle, sprechen die Erfahrnen; er ist ein gar so guter, alter Herr, jubelt die Jugend.

Unter allen trefflichen Eigenschaften Meinrad's ist sein wohlthätiger Sinn die vorherrschende. Derselbe erstreckt sich auf alle Nothdürftigen, die Hülfe brauchen, und dieselbe verdienen. Aber vor Allen sind arme Studierende seinem Herzen werth; und verdient Einer aus diesen Unterstützung, immer wird er sie bey diesem Biedermann finden. Merkwürdig ist die Sorgfalt, die Aengstlichkeit und unermüdliche Beharrlichkeit, mit der Vater Meinrad nichts unversucht läßt, der Studierenden Glück zu gründen und zu befördern. Rath und That, Empfehlung und Hülfe — Alles wird angewendet, um dieses Ziel zu erreichen. Hunderte begleiten die ehrenvollsten Posten, Tausende leben vergnügt, sorglos und heiter; und wenn sie die Hand auf's Herz legen, so müssen sie offen gestehen: Der schlichte Vater Meinrad ist es, dem ich verdanke, was ich habe und bin.

Nur Einen aus den vielen Zügen dieser Art, die sich vom Mund zu Mund über Vater Meinrad's Menschenfreundlichkeit fortpflanzen, will ich meinen Lesern mitgetheilt wissen. Er wird in Oesterreich Theilnahme finden, in jenem herrlichen Lande, wo alles Gute zum Herzen spricht und verwandt mit dem eignen Bewußtseyn ist.

Es mögen ungefähr dreyzehn Jahre seyn, als in den düstern Gängen des Benedictiner-Klosters in Wien ein junger Mensch scheu und bekümmert herumirrte. Man sah es ihm an, daß er etwas suche, aber unsicher war sein Tritt, und die Haltung seines Körpers verrieth Kummer, und in den Augen glänzte manchmahl eine schüchterne Thräne.

Wie er so auf jede Thüre furchtsam hinblickte und unschlüssig in seiner Wahl, an welche er klopfen sollte, mit zurückgehaltenem Athem und gekrümmten Finger vor einer derselben stand — fühlt er eine Hand auf seiner Schulter, und wie er sich erschrocken umwendet, sieht er einen Priester vor sich stehen, mit ernster, aber freundlicher Miene. „Wen suchen Sie?" fragt dieser ihn rasch.

„„Ich suche den Herrn Präfecten des Gymnasiums hier."" — „Und wer sind Sie, junger Mensch?" — „„Ein armer Studierender, hochwürdiger Herr! Mit vielen Aufopferungen haben meine guten Ältern meine Studien bis zur

akademischen Laufbahn bestritten. Jetzt aber muß ich selbst mein weiteres Fortkommen suchen, denn sie sind nicht reich, und das Wenige, so sie besitzen, bedürfen Jüngere meiner Geschwister. — Da hat man mir denn gesagt, daß nur Einer helfen könne in meiner schwierigen Lage; und dieser Eine ist der, den ich suche."" — „Kommen Sie mit mir in mein Zimmer; den Sie suchen, ich bin es."

Weiter sprach er nichts und ging mehrere Schritte, bis er endlich vor einer der Thüren hielt, sie öffnete, und ihn eintreten hieß. Der arme Student war überrascht; der entscheidende Augenblick, von dem sein Glück abhing, war gekommen; es schien, als fühlte dieses sein erschüttertes Gemüth. Und wie ihm geheißen ward, so that er, und folgte.

Lange betrachtete ihn Vater Meinrad mit einem ernsten, durchdringenden Blicke. Sprachlos und sein Urtheil erwartend stand ihm gegenüber der Jüngling. „Haben Sie Ihre Zeugnisse bey sich?" — Er reichte sie ihm. — — „Diese sind gut — Ihr Gesicht ist offen — Sie erwecken meine Theilnahme. Womit vermag ich Ihnen zu helfen?" — Der väterlich gütige Ton, in dem diese Worte ausgesprochen wurden, erfüllte den Jüngling mit freudiger Hoffnung; ein edles Feuer belebte ihn plötzlich, und da sagte er ihm denn, wie er so sehnlich wünsche, einen großen Theil seines Lebens dem Unterricht und der Er-

ziehung der Jugend zu weihen. Er wollte dabey seine höhere Bildung vollenden und sich tüchtig machen, in der Welt mit Kraft und redlichem Eifer Gutes zu wirken.

„Die Bahn, welche Sie betreten wollen, ist viel schwieriger, als Sie denken; denn mit dem guten Willen allein ist hier nicht Alles gethan; man muß viele Fähigkeiten und gründliches Wissen besitzen. Welche Opfer fordert überdieß der Lehr- und Erziehungsstand, und gibt es wohl Einen in der Welt, welcher dem gröbsten Undanke mehr ausgesetzt wäre, als dieser. Wer daher sein Glück wo anders, als im innern Bewußtseyn zu suchen gesonnen ist, halte sich immer entfernt von einer Laufbahn, auf welche so Viele sich hindrängen, und so Wenige auserwählt sind."

Da schilderte ihm denn der Jüngling seine Neigung für diesen Stand, seine Genügsamkeit und die redliche, uneigennützige Liebe, welche ihn an seine jüngeren Brüder knüpft. Er schwor es ihm hoch und theuer in seine Hand: Immer die Tugend zu lieben, überall, wohin ihn sein Lebenslauf führen würde, für sie nützlich zu wirken.

Der ehrwürdige Mann wurde sichtbar ge-

rührt. »Ich will für Sie sorgen,« sprach er, und in dem Tone seiner Rede lag so viel Trostreiches, daß der Jüngling mit der süßesten Hoffnung erfüllt seinen Tröster verließ. — Er hatte sich nicht getäuscht; denn schon am nächsten Tage war er in eines der angesehensten Häuser der Stadt als Lehrer und Erzieher empfohlen. Als er mit zitternder Freude die Hand seines Wohlthäters an die Lippen drückte und vergebens nach Worten haschte, das tiefe Gefühl der Dankbarkeit in Laute zu kleiden, sprach der würdige Gönner: „Vergessen Sie nie, was Sie mir gestern versprachen. Erfüllen Sie immer Ihre Pflicht, und werden Sie nützlich der Welt, so sehr Sie es immer vermögen.“

Und der Jüngling gedachte stets der freundlich mahnenden Worte. Er wuchs heran und stieg zusehends in seiner Laufbahn. Unter vortheilhaften Einflüssen nahm er an Bildung zu, und schon zehn Jahre nach diesem Ereignisse trat er als vaterländischer Schriftsteller auf. Aber sein erstes Werk war dem Gründer seines Glückes gewidmet.

„Als ich ein armer studierender Jüngling“ — so sprach er in der Zueignungsschrift dieses Buches zu ihm — „ohne alle Aussicht und Hülfe, scheuen Schrittes das gastfreundliche Wien betrat — da waren Sie es, der sich des Unbekannten mit menschenfreundlicher Güte und väterlicher Sorg-

falt annahm, den Verlassenen durch Rath und That liebevoll unterstützte. — Ich setze eine Ehre darein, es öffentlich sagen zu können, daß ich Ihnen meine Bildung, mein Wissen, das Glück meines Lebens schulde. Und wenn ich aus den Vielen, die Ihrem humanen Wirken Alles verdanken, nicht der Einzige bin, so will ich doch, was ein tiefes und erkenntliches Gemüth anbelangt, aus Allen der Erste seyn."

Stets blieb er dieser Gesinnung treu. Das Schicksal änderte Vieles mit ihm, glückliche und widrige Ereignisse trafen ihn Schlag auf Schlag; aus jenen zog er Vortheil, aus diesen Weisheit für's Leben; er weihte der Literatur die schönsten Tage seines Daseyns, seine Thätigkeit wuchs mit den Jahren, und auf seinen ersten schriftstellerischen Versuch folgten bald viele, welche die Lesewelt mit Nachsicht und Ermunterung aufnahm; aber er blieb sich in seiner Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter immer gleich, und es gibt unter seinen literarischen Versuchen nicht Einen, in dem er nicht des gegebenen Wortes gedacht hätte, die Jugend zu lieben und ihr nützlich zu seyn auf allen seinen Wegen.

Dieser arme Student — wer hat es nicht schon errathen — bin ich vor dreyzehn Jahren gewesen. Das Schicksal war meinem Streben nicht unhold, und hat mir einen Standpunct beschieden, von dem ich ruhig in die Zukunft zu blicken vermag.

Dem Vater Meinrad verdank' ich mein Glück. Unabhängig, wie ich nun dastehe, ruf' ich ihm aus der weiten Ferne noch freundlich die Worte zu: Der Allgütige möge Dich reichlich segnen, Du Guter! Dir deine alten Tage heiter dahinschwinden lassen, und Dich ergetzen, lieber Gärtner, mit dem fröhlichen Anschau'n jener fruchttragenden Bäume, die Du milde gepflanzt und sorgsam gewartet!"

Bedenke wohl, was du versprichst.

„Mir geht das gegebene Wort über Alles; allein ich verpflichte mich eher zu nichts in der Welt, bis ich nicht reiflich überlegt und darüber wohl nachgedacht habe, was ich zu versprechen gesonnen bin. Deßhalb gebe ich auch nie den ersten Eindrücken nach. Ich verdanke diese heilsame Lebensmaxime dem schrecklichsten Augenblicke meines Lebens, und deßhalb werde ich ihr auch immer treu bleiben, obgleich sie mit meinem lebhaften Blute und der Heftigkeit meines Charakters im Widerspruche zu stehen scheint *).“ So sprach eines Tages zu Einer ihrer Freundinnen die schöne Frau von Antremont, wohl bekannt in Frankreich durch ihre niedlichen Poesien, ihre Grazie, ihre sanfte und liebliche Bildung.

Frau von Antremont hatte diese Lehre, auf welche sie hier anspielt, bey folgender Gelegenheit erhalten. Diese kann auch für manchen Anderen von großem Nutzen seyn. Denn es gibt so Viele, welche mit vollem Munde und Herzen Dinge ver-

*) Etrennes à ma fille, par M. Dufrenoy. Tome I.

sprechen, die sie nicht geben können, und unbesonnen Verpflichtungen eingehen, welchen sie entweder gar nicht, oder doch nur äußerst schwer und mit bitterer Reue Genüge zu leisten vermögen. Die besten Menschen sind es gemeiniglich, welche sich hierzu am ersten bereitwillig finden lassen. Die Folge von solchen unbesonnenen Schritten ist immer ein schmerzlicher Nachtheil an ihrem Vermögen, ihrem Ruf und ihrer Ehre.

Die Aeltern der Frau Ernestine von Antremont waren nicht reich. Sie wollten ihrer Tochter, welche bezaubernde Reitze besaß, ein besseres Loos sichern, als ihnen zu Theil geworden war, und glaubten hierzu in einem Heirathsantrage Gelegenheit gefunden zu haben, welchen der reiche Gutsbesitzer von Antremont, ein Mann, der schon nahe an Fünfzig war, von Ernestinens Anmuth und Schönheit bezaubert, ihnen gemacht hatte. Der Bewerber besaß einen rechtlichen Charakter, den besten Ruf, ein edles Herz — Ernestine, dieß wußten sie, hatte keine andere Neigung, und erklärte sich diesem Antrage nicht entschieden entgegen, obgleich sie erst achtzehn Jahre alt war. Sie sah ein, daß ihre Aeltern diese Verbindung wünschten, und hatte es oft gehört, daß der Aeltern Segen in diesem wichtigsten Schritte des Lebens Ruhe und Glück bringe. Sie achtete ihren Gatten, liebte ihn aber nicht; sie war zu edel und wahrheitsliebend, um es ihm zu verbergen. Offen

gestand sie dieß, bevor sie ihm ihre Hand gereicht hatte. Beyde hofften, daß gegenseitige Annäherung, und die durch das eheliche Leben enger gezogenen Lebenskreise auch die Liebe, die mit der innigen Achtung so nahe verwandt ist, herbeyführen dürfte.

Bald nach ihrer Vermählung starb Ernestinens Vater. Er war ihr so viel gewesen; noch schien er ihr überaus nöthig, und durch nichts in der Welt zu ersetzen. Der Schmerz, den sie über diesen Verlust empfand, überstieg alle Grenzen. Ihr Gemahl, weit entfernt, dieß übel zu nehmen, besaß zu viel Verstand, um nicht einzusehen, daß nur eine dankbare Tochter eine gute und treue Gattin werden könne; er stand ihr daher ein freundlicher Tröster zur Seite, und wandte allen seinen Geist und die ihm so ganz eigenthümliche Gemüthlichkeit an, sie zu beruhigen, und ihren gränzenlosen Schmerz in eine stille Trauer zu verwandeln. Die heftigsten Eindrücke sind nicht immer die bleibendsten. Die Zeit, des Gatten herzlicher Zuspruch und die Ueberzeugung, daß uns geliebte Todte nichts mehr zurück gibt, als, zum Theile wenigstens, die freundliche und dankbare Erinnerung an sie — dieses milderte die schmerzhafte Lage der liebenden Tochter. Ihr Gatte hatte sie, um ihr alle Gegenstände einer wehmüthigen Erinnerung zu benehmen, auf eine seiner Besitzungen geführt. Und hier, ewig entfernt vom

Urheber ihrer Tage, getrennt von ihrer Mutter, umgeben von einem Manne, dem sie so Vieles verdankte, den sie fortwährend beschäftigt sah, ihre Stimmung zu erheitern, und allen ihren Wünschen zuvorzukommen, empfand sie bald das Bedürfniß, sich mit ihren Gefühlen an ihn anzuschließen. Ihre Achtung stieg bis zur Verehrung; sie setzte in das Bestreben, ihm erkenntlich zu seyn, das Glück ihres Lebens; sie liebte ihn so kindlich, wie eine Tochter den Besten der Väter liebt. Und so lebten beyde dem Anscheine nach zufrieden, und keines von ihnen schien mehr zu begehren, als daß ihnen der Himmel jenes Glück forthin gewähren möge, das sie nun in ungetrübter Stimmung genossen.

Diese Annäherung einer so äußerst jungen Frau benützte Antremont mit der edelmüthigsten Selbstverläugnung zu ihrer sorgfältigen Ausbildung. Er unterrichtete ihren Geist und bildete ihren Charakter. Kränklich und schwächlich, wie er war, sah er wohl ein, daß seine Lebenstage strenge gemessen seyen. Er wollte seine Gattin weit über das Grab hinaus glücklich machen, und unterließ daher nichts, was zu diesem Ziele führen konnte. Er war mehr Vater als Gatte, Lehrer und Freund. Mit nicht geringer Unruhe sah er in dem unerfahrnen Wesen Ernestinens die Gewalt, mit welcher jeder vorübergehende Eindruck auf sie wirkte. Von ihrer ersten Empfindung wurde sie

immer mit einer Kraft, die einem verheerenden Strome glich, hingerissen. Sie versprach, verpflichtete sich in solchen Momenten zu Allem, und bereute erst dann, wenn sie durch Zeit und Abkühlung ihres Blutes zur Besinnung gekommen. Ihr Gatte hatte die Gefahren, in die sie sich, wenn sie einmahl seine Leitung entbehren müßte, stürzen würde, vor Augen und empfand manche bittere Stunde darüber.

Sein Unmuth wurde dadurch vermehrt, daß gerade gegen dieses Uebel alle noch so wohl ausgedachten Mittel und Lehren fruchtlos schienen. Sein Alter, seine Schwächlichkeit, welche fast immer von dem Verlust der Geduld und der guten Laune begleitet ist, machten ihn deßhalb oft mehr bitter und strenger, als er es wohl hätte seyn sollen. Und hierdurch gerieth er gerade auf die gefährliche Stufe, in jener Zuneigung Ernestinens, die ihm so vielen Trost gewährt hatte, nach und nach Rückschritte zu thun. Nichts desto weniger war er stets damit beschäftigt, diese mangelhafte und wunde Stelle in dem Charakter seiner Frau mit jeder Gefahr zu bessern und nach Kräften zu heilen. Der traurigste Augenblick seines Lebens gab ihm, ehe er es erwartete, die erwünschte Gelegenheit hierzu.

Herr von Antremont wurde eines Tages von seinem Uebel, das in einer hoffnungslosen Lungenkrankheit bestand, heftiger als je befallen. Es nahm

zusehends zu, und der herbeygerufene Arzt, zugleich sein Freund, erklärte ihm frey, daß es nun wohl an der Zeit sey, seine letzten Verfügungen zu treffen. »Ich nehme keinen Anstand, Ihnen dieß offen zu erklären," sagt derselbe mit unterdrückter Stimme, in welche theilnehmende Freundschaft und tiefe Wehmuth einen eigenthümlichen Nachdruck legten, »denn Sie haben sich stets als ein Mann von Geist und echtem Muthe bewährt. Ihr fortwährendes, körperliches Leiden mußte Sie mit dem Gedanken an einen nahen Tod vertraut machen, Sie sogar das Ende Ihres Lebens herbeywünschen lehren. Das bin ich überzeugt, daß darin ein großes Uebergewicht des weisen und muthigen Mannes über den Sinnlichen und Feigen liegt, daß er zu sterben wisse." Er setzte noch viel Tröstendes über den Tod und die Art desselben hinzu. Doch bedurfte es aller dieser Ermunterung bey dem hoffnungslos Darniederliegenden nicht. Mit Ergebung in Gottes Willen hörte er jenen Ausspruch, den er schon lange geahnet hatte, und versetzte seinem Freunde und Tröster, den nun die Wehmuth übermannte, und der bald mehr des Trostes, als der Leidende selbst bedurfte: „Erinnern Sie sich der Worte jenes griechischen Weisen, der sagte, daß man sich nie mehr zu freuen Ursache habe, als wenn man dieses Leben zu verlassen im Begriffe steht?

Und dieser Mann war ein Heide; wir aber, Freund, sind Christen! Wir wissen, daß unser ein besseres und ewiges Leben harrt — warum sollten wir diese Hülle von Staub nicht muthig von uns schütteln. Ich habe die Freuden der Welt genossen, und, was noch mehr ist, mein Gewissen ist ruhig. Darin liegt des Sterbenden einziger und süßester Trost. Es ist nun billig, denen, die mich überleben, Platz zu machen, und Andern, die mir lieb waren, den Genuß meines Glücks zu überlassen!"

Diese Worte hatten den Kranken erschöpft. Da trat seine Gemahlin herein. Sie sah, wie sehr er sich eben verschlimmert hatte. Das bekümmerte Angesicht des Arztes, und, als sie ihn zitternd fragte, dessen unumwundene Erklärung machten den schrecklichsten Eindruck auf sie. Der Arzt konnte diesen herzzerreissenden Anblick nicht länger ertragen. Er verließ mit verwundetem Herzen das Haus.

Ernestine überließ sich ganz ihrem Schmerze. Sie rasete am Bette ihres Gatten. Umsonst waren die freundlichsten Trostworte desselben. Er sah darin einen neuen Beweis, wie leicht sie sich jeder augenblicklichen Anregung hingebe, und hatte sich nie mehr vergeblich bemüht, sie hierauf aufmerksam zu machen, als in diesem Augenblicke.

Ein Thränenstrom erleichterte ihre Gemüthsbewegung. Sie ergriff seine Hand, drückte sie an ihre Lippen, und benetzte sie mit Thränen. — „Warum, warum diese Thränen!" sprach er dann beruhigend. Dir bleibt mein Vermögen, und wird deine Freyheit. Mein Leben nützte dir nichts mehr, mein Tod macht dich glücklich. — „„Du wirst nicht sterben,"" schrie sie, und Thränen erstickten ihre Stimme, „„nein, lieber Freund, du mußt leben; ich lasse dich nicht sterben!"" — „Ich sterbe, und dieß, wie ich es wohl fühle, in wenigen Stunden." — „„Gerechter Himmel! barmherziger Gott — in —"". „Sey ruhig, Ernestine!" — „„Nein, nein, edler, mein einziger Freund! ich kann dich nicht überleben. Ich sterbe mit dir."" — „Welch ein Gedanke," — „„Ja, Grausamer! ich schwör' es bey allem, was uns heilig ist, ich sterbe mit dir!"" —

„Ernestine!" versetzte ihr Gemahl fest und ruhig. „Nimm dich in Acht, was du sprichst und schwörest. Hüthe dich vor einem Meineide." — „„Ich will ihn halten, diesen heiligen Eid. Sey dessen sicher, mein Freund!"" — „Du willst also, was du heilig versprachst, erfüllen?" — „„Es ist ein Verbrechen daran zu zweifeln."" — „Liebe Ernestine! dein Herz ist vortrefflich, aber die Art, mit welcher

du dich jeder Gemüthsstimmung so ganz überlassest, — du willst also mit mir sterben?" — „„Ja, mein Lieber! morgen, heute, in dieser Stunde noch, wenn du es wünschest."" „Nun denn," antwortete ihr Gemahl mit kalter Fassung, „so sey es denn also."

Herr von Antremont klingelte, und begehrte eine Tasse Chocolate. Er verlangte, als sie gebracht worden war, mit seiner Frau allein gelassen zu werden. Nun übergab er ihr, die in Thränen schwamm, den Schlüssel zu seinem Schreibtische, und bath sie, ihm ein versiegeltes Pülverchen, dessen Lage er ihr anzeigte, einzuhändigen. Sie ging schweigend, fand es, und gab es ihm zitternd.

Mit ernster und nachdrucksvoller Stimme fragte er: „Ernestine! ist es noch dein ernstlicher Wille, mit mir zu sterben?" Erbleichend und noch heftiger zitternd, als je, bejahte sie es. Der Kranke entsiegelte kalt und langsam das geheimnißvolle Papier, schüttete das Pulver, welches es enthielt, in das Getränk, ergriff ihre Hand, küßte sie mit Inbrunst, und sprach, indem er ihr die Tasse darreichte: „Deine Wünsche sind erfüllt, Ernestine, trinke deinen Tod!" — Diese Worte machten sie erstarren; plötzlich versiegten ihre Thränen, aller Muth verließ sie. Sie streckte die Hand aus nach der verhängnißvollen Tasse, ein krampfhaftes Ge-

fühl ergriff sie, — da warf sie einen unentschlossenen, halb bittenden Blick auf ihren Gatten — — Doch als sie auf seinen bleichen Lippen ein beynahe boßhaftes Lächeln schweben sah, da siegte die Liebe zur Ehre über die Liebe zum Leben. Sie drückte die Tasse convulsivisch mit ihren Fingern, erhob sie, stürzte sie rasch hinunter.

Herr von Antremont sprach nun in dem liebevollsten Tone zu seiner Gattin, und überhäufte sie vor allen mit den zärtlichsten Lobsprüchen. Allein, nachdem diese That geschehen war, sah Ernestine ihre Lage ganz anders. Sie hörte ihn nicht, sie war nur von dem immer schrecklicher werdenden Gedanken an den nahenden Tod erfüllt. In ihrem Innern klagte sie ihren Gemahl als einen Tyrannen an, und die Zärtlichkeiten, welche er ihr sagte, vermehrten ihre schreckliche Stimmung.

Von ihrer Vergiftung überzeugt, fühlte sie bald die unerträglichsten Schmerzen in ihren Eingeweiden wühlen, und ein verzehrendes Feuer in ihren Adern brennen. Sie vermochte es nicht, den Schrey ihres Jammers an sich zu halten. In demselben Augenblicke trat ihre Mutter herein, welche der um seinen Freund bekümmerte Arzt herbeyrufen ließ. Sie stürzte sich mit einem Tone, der nicht zu beschreiben ist, und nichts als den verzweiflungsvollsten Schrecken ausdrückte, an ihre Brust. „„O meine Mutter, meine Mut-

ter! ich sterbe!"" Mehr brachte ihre Brust nicht hervor; sie lag wie entseelt, und bleich wie der Tod in ihren Armen.

„Madame!" rief ihr Herr von Antremont zu, „Ihre Tochter wollte mit mir sterben, und beschwor es. Meine Vorstellungen dagegen waren fruchtlos. Ich mußte nachgeben — sie ist vergiftet." — „„O mein gerechter Gott! Jesus Christus, mein Heiland!"" rief die Halbentseelte an der Brust ihrer Mutter aus. — „Wie, mein Herr, meine Tochter vergiftet!" — „Ja, und zwar ohne Rettung." — „„O mein Gatte, o meine theure Mutter! ich flehe Sie bey allen Heiligen an, rufen Sie einen Arzt. Geben Sie mir Milch — Oehl — retten Sie mich!"" Herr von Antremont lachte beynahe auf. Ernestine warf einen Blick der Verachtung auf ihn.

Endlich sprach er kalt und durchdringend: „Beruhige dich. Hier bedarf es weder eines Arztes, noch eines Gegenmittels. Das Gift, welches ich dich nehmen ließ, war — nichts, als gemeiner Zucker, zu Pulver zerrieben." — Nach einer Pause fuhr er sanfter fort: „Ich sterbe. Die Flüchtigkeit deines Charakters, die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft, wovon die Schmerzen, die du kurz vorher zu leiden wähntest, einen unwiderlegbaren Beweis abgeben, die Güte deines Herzens ohne Festigkeit der Grundsätze — alles dieses machte

mich für deine Zukunft zittern. Aus allen Gütern, die ich dir hinterlasse, Ernestine, soll dir das wichtigste und heiligste die warnende Erinnerung an diesen Auftritt und an die damit verbundene Lehre seyn. Setze ein edles Mißtrauen in die ersten Aufregungen, die du in dir fühlest; verpfände dein Wort nie eher, bevor du nicht fest überzeugt bist, daß du es halten können und wollen werdest; vergiß nie, daß der Verlust der Selbstachtung eines Frauenzimmers auch jenen ihres Glückes und Lebens nach sich zieht. Dieß ist meine letzte Bitte an dich. Lebe wohl, Ernestine!"

Weinend, und erfüllt von glühender Scham, Reue und dem innigsten Schmerze, stand sie an dem Bette des Sterbenden, von ihrer schluchzenden Mutter gestützt. Er hatte ihr seine Hand gereicht, und indem er die ihrige noch einmahl krampfhaft drückte, hob er sich mit einem hohlen Seufzer im Bette, sank zurück — und war gewesen.

Ernestine hielt dießmahl Wort. Sie wurde ein glückliches Weib, und segnete täglich in dankbarer Rückerinnerung den gütigen Gründer ihres Glückes.

Der muthige Kaufmann in den Händen der Räuber.

Der Weg von Namur nach Luxemburg führt durch die Ardennen. Er ist schlecht, und die künstlichen Straßen hören hier auf. Weder freundliche noch groteske Gegenden bewegen nun das Gemüth. Auf einsamer Straße windet man sich durch öde, selten etwas bebaute Landstrecken Berg auf, Berg ab. In der Nähe stehen höchstens einzelne Fichten und Heidekraut, und den Blick in die Weite hindern düstere Waldungen. Kaum in drey bis vier Stunden trifft man auf einige elende Hütten, in denen die Armuth wohnt. Von Zeit zu Zeit erinnern aufgerichtete Kreuze, die den blutigen Fleck bezeichnen, wo ein Unglücklicher unter Mörderhand fiel, an die Unsicherheit des Weges.

Einem Reisenden ward folgende wahre Begebenheit erzählt, die ich hier meinen jungen Lesern mittheile:

„Vor mehreren Jahren befreyte sich in dieser Gegend ein junger Kaufmann durch die seltenste Kühnheit aus den Fäusten zweyer Räuber. Der junge Mann war aus einem Städtchen in der

Nähe von Luxemburg, und wollte nach Bastonge reiten, um dort einen Freund zu sehen, von dem er viele Jahre getrennt gewesen war. Am zweyten Tage des Rittes fing schon die Dämmerung sich über die Berge zu senken an, als er in einem Hause, das eben nicht zum freundlichsten aussah, an der Heerstraße abstieg, um seinem Pferde etwas Haferbrot zu geben. Er erfuhr, daß er noch vier gute Stunden nach Bastonge hätte, und der Wirth rieth ihm ab, bey eintretender Dunkelheit sich allein noch weiter zu wagen. Aber den Kaufmann trieb die Sehnsucht nach seinem Freunde; er rechnete auf den bald aufgehenden Mond, und erklärte, daß er nichts fürchte, als nur das Verfehlen des rechten Weges. „Wenn Sie weiter keine Sorge haben," entgegnete ein Mann, der nebst einem andern in einer finstern Ecke der räucherichen Stube saß, „so ist Ihnen leicht geholfen. Ich und mein Camerad sind Holzhauer, und gehen noch diesen Abend nach Bastonge. Wenn Sie nicht schnell reiten, so können Sie mit uns Gesellschaft machen."

Dankbar wird das Erbiethen angenommen. Der Kaufmann zäumt sein Pferd, setzt sich auf, wickelt sich, da der Regen herabträufelt, in seinen Mantel; und so zieht er mit den Beyden, die nebenher schlendern, fürbaß. Das Gespräch leitet sich bald auf das Grauenvolle der Gegend, und

die Holzhauer wissen manche Schauder erregende Geschichte zu erzählen. So kommen sie in die Nähe eines Busches, „und," sagt der Eine, „hier gerade ward auch einst ein Kaufmann vom Rosse geworfen," und damit reißt er den jungen, nichts ahnenden Mann vom Pferde.

Mit hoher gezogener Pistole wird ihm jetzt befohlen, den Räubern, wofern er nicht auf der Stelle des Todes seyn wolle, zu folgen. Der Eine geht voran, der Andere, ebenfalls mit gespannter Pistole in der Rechten, folgt nach und führt das Pferd mit der Linken am Zügel. Die Lage des armen Kaufmanns läßt sich mehr fühlen als beschreiben. Er sieht sogleich ein, daß die Räuber die Absicht haben, ihn abseits des Weges umzubringen; denn wollte man ihn bloß plündern, so konnte dieses bequemer gleich hier geschehen, weil meilenweit in der Stille der einbrechenden Nacht kein Wagen oder sonst ein Geräusch zu hören war. Höchst wahrscheinlich sollte der finstere Busch, zu dem die Bösewichte mit ihrem Schlachtopfer hinbogen, die blutige That verstecken.

Jetzt gleich oder nie mußte ein muthiger Entschluß gefaßt werden. Der kühne Mann befiehlt das Gelingen in die Hand des Allmächtigen, zieht ganz leise ein Terzeroll hervor, spannt es unmerklich im Gehen unter dem Mantel, und richtet den Lauf auf den Rücken des dicht vor ihm herschrei=

tenden Räubers. Jetzt drückt er los, und ohne zu sehen, ob der Bösewicht gefallen sey, springt er im selben Augenblicke mit Löwenmuth auf den Nachfolgenden ein. Dieser, erschreckt durch den Schuß und den unerwarteten Angriff, und vom zurückprallenden Pferde zugleich am Zügel mit fortgerissen, taumelt, und ehe er sich wieder fassen kann, hat der Kaufmann ihn zu Boden gestürzt, und ringt mit ihm, um ihm die Waffe zu entwinden. In diesem Momente fällt ein zweyter Schuß; denn jener vordere Räuber, dem die Kugel in den Rücken gegangen war, hatte, ob er gleich am Boden lag, doch noch seine letzte Kraft zusammengerafft, und nach dem Kaufmann gefeuert. Dicht am Kopfe weg streifte die Kugel, diente aber nur dazu, die Kräfte des Siegers zu verdoppeln, dem es denn auch gelang, die Pistole an sich zu reißen, und dem andern Bösewichte, mit dem er noch rang, die Kugel durch das Gehirn zu jagen. Jetzt, triefend von Schweiß und Blut, erhob sich der Gerettete; der Mond trat hinter einer Wolke hervor, und strahlte, wie Gottes, des gnädig Schützenden, Auge auf den Wahlplatz. Dieser Gegner lag starr und todt, jener röchelte nur noch und wand sich in Zuckungen; das Pferd war fortgelaufen.

Nach dem verdächtigen Hause umzukehren, hielt der Reisende eben so wenig für rathsam, als länger auf dieser Stelle zu verweilen. Er eilte

querfeldein nach einem Fichtengehölze, und stieg hier auf einen Baum, um so die Nacht, sicher vor Verfolgungen, zuzubringen. Aber keine Stunde hatte er in dieser unbequemen Lage zugebracht, als er ziemlich in seiner Nähe ein Pferd wiehern hörte. Es war das Seinige. Er sah, daß es mit dem Vorderfuße durch den Zügel getreten sey, und also nicht weiter konnte. Er stieg vom Baume herab, setzte sich schnell auf, fand die Straße bald wieder, traf gegen Morgen wohlbehalten in Bastonge ein, und machte sogleich den Gerichten von diesem Vorfalle Anzeige."

Der verdächtige Wirth wurde eingezogen, seine Mitschuld als Hehler der Diebe und Räuber bald ermittelt, und die ganze Gegend von drey für die öffentliche Sicherheit sehr gefährlichen Menschen befreyt. Noch immer lebt das Andenken an den Muth und die Geistesgegenwart des wackeren Kaufmannes in der Stadt Bastonge und in der Umgegend fort: „Seht, meine Söhne," rufen die Väter den Ihrigen zu, „daß ein Mann, dem es weder am Geiste, noch an dem Herzen fehlt, auch in der höchsten Gefahr nicht zaghaft zu erbeben bedarf, wenn er nebst dem Gefühle innerer Kraft und Geistesgegenwart auch noch das Bewußtseyn hat, daß Der dort oben den Rechtschaffenen schütze in allen Gefahren und Nöthen."

Der letzte Wille.

Herr von Morgenstern, ein Gutsbesitzer, war der edelste Mensch und der beste Vater. Der Himmel hatte ihm nur Einen Sohn geschenkt, dessen Daseyn er theuer bezahlte, denn seine Geburt kostete der liebenswürdigsten Gattin das Leben. Da er sie verloren hatte, die ihm Alles war, Schutzengel im Mißgeschick und die treueste Begleiterin auf der Bahn seines Lebens, so hatte er nichts, was ihn an den weiten Erdenrund fesseln konnte, als das Pfand ihrer Liebe, seinen Sohn Reinhold, in dem er die Liebe des Gatten und jene des Vaters vereinte.

»Lasse mir, gütigster Gott, dieses einzige Gut, das mir mein irdisches Daseyn werth macht, gedeihen, und gieß' aus über sein Haupt allen Segen, den Du Deinen unerforschlichen Rathschlüssen nach Sterblichen spenden kannst! Segne aber vor allen meine redlichen Bemühungen, auf daß ich aus ihm einen guten Menschen bilde, der nicht vergebens auf der Welt

lebe, und meine alten Tage mit Freuden kröne." So bethete der gute Vater täglich zum Himmel, und hatte je Einer den festen Willen, sein Kind vollkommen glücklich zu machen, so hatte ihn Morgenstern, der es wohl wußte, daß man nie glücklich wird auf der irdischen und ewigen Laufbahn, wenn man nicht früher gut und frommen Sinnes geworden.

Es gibt wohl wenige oder gar keine Väter, welche ihre Söhne nicht über Alles lieben; aber es gibt manche, die ihre Kinder nicht weise lieben. Denn nicht die lieben ihre Söhne wahrhaft, welche, blind für die Anforderungen der Zukunft, nur dahin streben, die Zeit ihrer Kindheit in einem Freudenrausche verfliegen zu sehen; sondern das ist die wahre, innige Liebe, welche das künftige Ziel des Mannes berücksichtigt, welche sie mit nützlichen Dingen beschäftigt, und, wenn auch mit blutendem Herzen, entbehren lehrt, über sie manche bittere Prüfung verhängt, die vorbereitend fürs Leben wirkt, und also nicht nur die Kindheit, als die kurze Blüthe, sondern vorzüglich das Alter der Kraft, als die erfreuliche Erntezeit des Lebens, mit Glück und Freude erfüllt. Aus diesen wenigen weisen Vätern war Morgenstern einer.

Reinhold's Herz und Geist fand schon in den frühesten Jahren den sorgsamsten Führer in dem Besten der Väter; und es schien, als wollte der

Himmel die vielen Opfer desselben mit reichlichem Segen ersetzen; denn Reinhold gedieh zusehends und ward täglich klüger und besser. Er besaß nicht allein ein sehr dankbares und zartes Gemüth, sondern auch einen durchdringenden und vielversprechenden Geist. Er fand Vergnügen und Freude an den Wissenschaften, und machte darin zur angenehmsten Ueberraschung seines Vaters und seiner Lehrer die bewunderungswürdigsten Fortschritte. Dieses erweckte in Aller Herzen die süßesten Hoffnungen von dem so schön erblühenden Jünglinge, und wer ihn nur kannte, pries sein Bestreben, seine Liebe zur ernsteren Bildung, und vor Allen sein Gemüth, das so rein war und jedem edleren Eindrucke offen.

Mit inniger Rührung sah ihn sein Vater Almosen an die Armen spenden. Und ob er gleich niemahls mit seinem reichlichen Taschengelde auskam, weil er, wo er nur angesprochen ward, gab, und oft reichlicher, als es der Bettler verdiente; so half doch der gütige Vater mit dem freundlichsten Herzen überaus gerne nach, weil er ein unversöhnlicher Feind jener häßlichen Selbstsucht war, die nur immer an sich denkt, und nur dann Gutes thut, wenn sie entgegen Früchte erwartet.

Unterdessen hatte der sonst so scharfsichtige Vater doch Eines unbeachtet gelassen — eine Untugend Reinhold's, die ihm einst sehr gefährlich

werden mußte. Ein gutes und empfängliches Herz, ein Gemüth, das sich von jedem Eindrucke hinreißen läßt, und immer eher handelt, bevor der Verstand zu Rathe gezogen wird, mit etwas Leichtsinn und Heftigkeit verbunden, ist allen Verschwendern eigen. So schien auch Reinhold keine Hoffnung von sich zu geben, einst ein ordentlicher Haushalter zu werden. Die Almosen, welche er rücksichtslos und unbekümmert den Armen gab, hatten in den Augen vernünftiger Menschen nicht jenen vollen Werth, den menschenfreundliche Gaben besitzen, weil sie durch eine leichtsinnige Nichtachtung des Geldes erzeugt wurden. Werke der Liebe aber haben nur dann bleibenden Werth und verdienen innige Achtung, wenn sie uns Opfer kosten.

Wer Reinhold nur etwas genau beobachtete, konnte bald die traurige Muthmaßung, daß er mit dem Vermögen seines Vaters schlecht umgehen würde, zur festen Ueberzeugung wecken. Man sah ihn wie umgeändert, sobald er sein Taschengeld erhalten hatte. Der sonst so friedliche und häusliche Jüngling hatte keine Ruhe im väterlichen Hause; auf seinem Gesichte las man, daß hundert Pläne sein Gehirn durchkreuzten. Dann aber flog er auf die Straße, stürzte in Zucker-, bäcker-, Bücher- und Waarenladen, und sah sich mit Einem Mahle von tausend Bedürfnissen umrungen. Dinge wurden zu unmäßigen Preisen an-

gekauft, die er am andern Morgen schon viel zu theuer, dann entbehrlich, endlich ganz unnütz fand; und so ging es denn fort in einem wirbelnden Rausche, bis endlich die Tasche rein, und der so viele Unruh' verursachende Plagegeist in andere Hände gewandert war.

Wie nun Reinhold in die oberen Gymnasialclassen kam, und die öffentlichen Schulen besuchte, weil sein Vater auf diese mehr Vertrauen als auf den Privatunterricht setzte, da mehrte sich denn sichtbar die Gelegenheit, Ausgaben zu machen. Er fand bald gute Freunde, die seinen Beutel in Anspruch nahmen, und sein gutes Herz zu benützen verstanden. Sein Ehrgeitz, der, was in der Jugend so häufig geschieht, bald eine falsche Richtung erhielt, und in Dingen, mit welchen keine Ehre errungen, und keine verloren werden kann, Befriedigung desselben suchte, ward durch hundert Reitze gestachelt. Der gute Vater ward so oft und um so bedeutende Geldsummen angesprochen, daß er endlich stutzte und seinen Sohn darauf aufmerksam machte. „Du gibst viel aus," sprach er, „ich bitte dich, dir selbst Rechnung zu legen. Schlechter Umgang mit dem Gelde hat tausend junge Leute in's Verderben gestürzt. Ich wünsche nicht, daß du auf Abwege geriethest. Nimm hier, was du begehrt hast, verantworte aber vor dir selbst den

Gebrauch, welchen du davon machen wirst."

Solche Ermahnungen machten wohl Eindruck auf ihn und erweckten jedes Mahl die trefflichsten Vorsätze. Aber bey diesen blieb es auch, und zur edleren That kam es niemahls. Sie hatten sogar eine traurige Folge — daß Reinhold nun schüchterner wurde, von seinem Vater Geld zu verlangen, daß er sogar, gerechte Vorwürfe fürchtend, um die Verwendung befragt, dem Besten der Väter hier und da eine Unwahrheit sagte. Die Reitze wurden heftiger und wuchsen mit den Jahren, die Bedürfnisse größer, die Sucht nach Geld gewaltiger. Dieß brachte ihn bald dazu, bey seinen Freunden zu borgen. „Ich kann diese Kleinigkeit leicht abzahlen," beruhigte er sich selbst. „Mit dem Ersten des Monaths bekomm' ich ja Geld in Fülle."

Auf diese Weise machte er die ersten Schulden, welchen bald mehrere und größere folgten. Früher berechnete er noch, wie viel er einzunehmen habe, und bemaß darnach die Summen, welche er borgte; allein wenn der Zeitpunct der zu leistenden Zahlung kam, so hatten sich wieder so viele unvorhergesehene und mitunter dringende Bedürfnisse eingefunden, daß er seinen Verpflichtungen nie ganz nachkommen konnte. Dieß stürzte ihn in große Verlegenheiten, sein Ehrgeitz be-

täubte ihn, er hörte nun auf zu berechnen, und sah sich bald in einer Verwirrung, welche ihm Ruhe und Frieden raubte.

Nun mußte er auf Mittel denken, sich der dringendsten Forderungen zu entledigen. Worauf er zuerst verfiel, dieß war der Verkauf seiner Bücher, unter welchen er sehr schöne und kostbare Werke besaß. Ein Paar gewissenlose Antiquare nahmen sie ihm nach und nach zu den niedrigsten Preisen ab. Es ist ein schändliches Gewerbe, wenn diese gewinnsüchtigen Leute von Kindern und jungen Studenten Alles ankaufen, was ihnen gebothen wird, und verdient strenge gesetzliche Ahndung. Durch sie wird mancher Knabe schon früh zum schlechten Wirthe, zum Betrüger, zum Diebe gebildet. — Bald hatte Reinhold die meisten seiner Bücher verschleudert, und wenn sein Vater um dieses oder jenes fragte, so wagte er die Lüge, es verliehen oder verloren zu haben.

So stürzte er sich von einer Verlegenheit in die andere, von einem Vergehen zum andern. Seine Jahre wuchsen, und mit diesen seine Bedürfnisse, sein Hang zu Verschwendung. Er hieß bald der Schuldenmacher Reinhold; sein Credit war verloren und seine Ruhe geopfert. Eine Anzahl von Gläubigern umringte ihn, und da er sie nicht befriedigen konnte, so wandten sie sich an seinen Vater. Dieser tilgte freylich Alles, aber er machte auch dem unbesonnenen Sohne die ernst-

lichsten Vorstellungen. Da weinte denn Reinhold und sprach: „Ach, ich fühle es wohl selbst, wie unrecht ich thue; ich fühl' es, daß ich mich um das Glück meines Lebens bringe, denn die Ruh' meiner Seele ist dahin. Ich schwör es Ihnen, Vater, von nun an klüger zu werden." Dann entgegnete ihm der ehrwürdige Greis: „„Ich wünsche dieß um deinetwillen sehnlichst, mein Kind, denn es gibt keine Verirrung, sogar kein Verbrechen, wozu uns schlechter Umgang mit dem Gelde nicht führen könnte. Aus den Abgründen des Lasters und aus den Tiefen der Kerker herauf, von den Schandbühnen und den Hochgerichten herab, wird dir, wenn du forschest, die schauerliche Gewißheit werden, daß schlechter Haushalt und tolle Verschwendung der erste Schritt zu jenem schrecklichen Ziele gewesen. Sind dir die letzten Tage deines alten Vaters theuer, so beherzige dieß, mein Kind. Ich werde nicht lange mehr leben, und ich wünsche es so sehr, dich glücklich zu sehen!"" — Welch einen tiefen Eindruck machten diese Worte aus dem Munde des edlen Greises auf den verirrten Sohn! Er schwor im Geheimen die heiligsten Eide, von nun an jede Gelegenheit, mehr aus-

zugeben als in seinen Kräften stand, ängstlich zu meiden, und nie mehr das theure, ergraute Haupt des Besten der Väter mit Kummer und Schande zu füllen. Und es schien auch, als ob er diesem ernstlichen Vorsatze für die ganze Zeit seines Lebens treu bleiben würde.

Allein der Himmel gönnte dem Greise die Wonne, seinen Sohn auf dem Pfade der Besserung wandeln zu sehen, nicht lange mehr. Plötzlich ward er vom Schlage gerührt, und in wenigen Minuten war er verschieden. Eine kleine Lustreise, welche Reinhold gemacht hatte, ersparte ihm die herzzerreissende Scene, seinen Vater auf der Bahre des Todes liegen zu sehen. Als er von den ihm nachgesandten Eilbothen eingehohlt und zurückgekommen war, hatte man eben den Edelsten unter allgemeiner Theilnahm' zu Grabe getragen. Reinhold besaß ein zu gutes Herz und liebte den Urheber seiner Tage zu kindlich und innig, um seinen Verlust nicht aufrichtig und aus dem Innersten der Seele zu beweinen.

Morgenstern hatte schon seit zwey Jahren seinen letzten Willen bey der Landesstelle niedergelegt. Gerichtspersonen überbrachten denselben seinem Sohne und eröffneten ihn in seiner Gegenwart. Außer einigen Legaten an treue und bewährte Diener war Reinhold Universalerbe seines Vermögens. Der letzte Punct des Testamentes lautete so: „Ich trage meinem Sohne Reinhold

auf, das versiegelte Packet, welches er in einem wohlverwahrten Fache eines Schreibtisches finden und an der Aufschrift: Dem würdigen Priester und meinem geehrten Freunde, Olmers, zur Aufbewahrung einzuhändigen, bis er es für gut findet, meinem Sohne den Inhalt mitzutheilen; leicht erkennen wird, sogleich nach meinem Tode und unerbrochen in die Hände Desjenigen, dem es die Adresse einstweilen bestimmte, zu übergeben. Er vergesse nie meine Lehren, nie meine Liebe. Dann wird ihn Gott eben so segnen, wie ich ihn mit väterlichem Herzen liebte und segne."

Reinhold küßte das theure Blatt, das seines Vaters Handschrift enthielt. Er ging mit den Gerichtspersonen in das Schreibezimmer seines Vaters, suchte nach dem beschriebenen Packete, und fand es sogleich. In demselben Augenblicke trat Olmers, welcher von der Ankunft der Gerichtscommissäre Nachricht erhalten hatte, herein. Reinhold umarmte ihn und gab es mit Thränen, die dem Andenken des besten Vaters flossen, und mit Achtung und Ehrerbiethung, die er stets für den würdigen Priester gehegt hatte, in die Hände desselben. „Ich weiß um diese Sache," versetzte Olmers voll Ruhe und Seelengüte, „Ihr seliger Vater hatte mir seinen Willen auf das Bestimmteste kund gemacht. Ich habe in seine Hände ge=

schworen, denselben genau zu erfüllen.“

„„Dessen, ehrwürdiger Olmers, bin ich von Ihnen gewiß,““ sprach Reinhold. „„Sie wissen es ja, daß ich Ihnen seit meinen frühesten Jahren zugethan bin, nicht nur allein, weil Sie stets meines Vaters treuester Freund waren, sondern weil Sie es oft genug bewiesen, wie redlich Sie's mit mir meynen.““ — „Ich schätze Ihr gutes Herz,“ entgegnete Olmers. „Sie sind seit drey Monathen mündig und deßhalb Herr alles dessen, was Ihr Vater hinterlassen. Zu welcher Zeit ich Ihnen den Inhalt dieses Packetes, der mir wohl bekannt ist, mittheile, ist noch sehr ungewiß und hängt von Ihnen allein ab.“ — „„Wie, ehrwürdiger Herr, von mir? O sprechen Sie doch! Entdecken Sie mir, welche Wünsche mein Vater noch hegt! Sie werden mich zu jedem Opfer bereit, und nie Ihres Vertrauens unwürdig finden.““ — Darauf antwortete ihm der Geistliche mit Würde und Ernst: „Jetzt, Herr von Morgenstern, wäre es ganz gegen meinen Eid und meine Pflicht. Fragen Sie mich nie mehr, denn ich werde Ihnen nie eher antworten, als bis die festgesetzte Zeit kömmt. Seyen Sie aber ruhig, diese Zeit liegt ganz in Ihrer Gewalt, und ich hoffe, sie werde früher kommen, als ich vor Kurzem noch dachte. Auch in dem Falle,

daß ein gäher Tod mich hinraffen würde, sind deßhalb Verfügungen getroffen.“ — „„So will ich denn,““ sprach Reinhold ergeben, „„durch meine unbedingte Unterwerfung und Geduld den ersten Beweis geben, wie theuer mir das Andenken des besten und würdigsten Vaters sey. Meine Herren! Ich danke Ihnen.““ Hiermit entfernten sich die Gerichtspersonen, und als Olmers auch zu scheiden im Begriffe stand, so eilte ihm Reinhold noch nach, umarmte ihn innigst unter einem Strome von Thränen: „Edler, uneigennütziger Freund meines Vaters! Bleiben Sie auch der meinige. Leiten Sie meine Jugend und üben Sie fortan die Rechte Desjenigen über mich aus, dessen heiliges Andenken in meiner dankbaren Seele nimmer erlöschen wird.“ So sprach er noch, und begab sich dann in sein Gemach zurück, sich selbst und seinem Schmerz überlassen.

Reinhold war so angegriffen von dem großen Verluste, den er erlitten hatte, daß er die erste Zeit seines Kummers an nichts weniger, als an das Vermögen dachte, welches ihm zu Theil geworden war. Die Ermahnungen seiner Freunde brachten ihn endlich dazu, darüber Rath zu halten. Bey einer genauen Untersuchung erwies sich zum Befremden Aller, welche den alten Morgenstern für überreich gehalten hatten, daß außer seinem

Gute, das schuldenfrey an den Erben überging, sehr wenig bares Vermögen vorhanden war. Man erschöpfte sich in Muthmaßungen. Reinhold aber war mit dem, was er besaß, mehr als zufrieden, und konnte es leicht seyn, denn bey vernünftiger Haushaltung ließ sich mit den Einkünften seiner Besitzung ein anständiges und angesehenes Haus machen. . . . . :

Der neue Gutsherr bewies, daß es ihm mit seinem Versprechen Ernst gewesen sey. Er war sparsam, ohne geitzig zu seyn, und haushälterisch, ohne dem Stande, welchem er angehörte, etwas zu vergeben. Reinhold war viel in Olmers, seines väterlichen Freundes, Gesellschaft, und gewann ihn von Tag zu Tag lieber.

Der Sommer und Herbst war indessen vorübergegangen. Reinhold beschloß, den Winter in der Residenz zuzubringen, wo er Verwandte und Freunde hatte. Olmers, dem er seinen Entschluß mittheilte, schien darüber keine besondere Freude zu haben; er war so offen, ihm zu gestehen, daß er für seine Jugend und Unerfahrenheit fürchte. „Sie sollen sich irren, ehrwürdiger Freund!" entgegnete jener, „ich will Ihnen beweisen, daß Sie mich weniger fest in meinen Grundsätzen glauben, als ich es wirklich bin. — Ich reise."

Und so geschah es denn auch. Reinhold war ein feiner junger Mann, dem es weder an einem angenehmen Aeußeren, noch an wissenschaftlicher

Bildung fehlte. Er brachte nicht das gewöhnliche steife und gezwungene Wesen mit sich, wodurch sich sonst Landjunker lächerlich machen; er war daher nicht nur an vielen Orten gerne gesehen, sondern wurde auch im Kurzen von vielen bekannten und unbekannten Freunden g e s u c h t. Reinhold war bald als vermögend bekannt, und nebst andern guten Eigenschaften ist diese gewiß auch eine, welche Herzen und Thüren öffnet.

Das lebhafte Treiben in der Hauptstadt, der Schwall von Lustbarkeiten und Unterhaltungen, der tausendfältige Reitz, welcher ihm lockend entgegenstrahlte, ließ ihn nie zu sich selbst kommen. Als er wenige Tage nach seiner Ankunft das Theater besuchte, sah er, bevor noch die Vorstellung begann, einen schön gekleideten, aber sonst blaß und kränklich aussehenden jungen Mann, der ihn fixirte und zu erkennen schien. Ihm ging es eben so. Endlich lagen sich beyde in den Armen. „S i n d S i e e s, B a r o n L i n k o l m?' — „„S i e, H e r r v o n M o r g e n s t e r n!"" So rief Einer den Andern an. Beyde waren einst Schulfreunde gewesen und erst seit drey Jahren von einander getrennt. Linkolm hatte unterdessen in der Residenz alle Schulen mitgemacht, und stand in moralischer Hinsicht eben nicht in dem vortheilhaftesten Rufe.

Beyde verließen vereint das Theater, und es war in wenigen Stunden beschlossen, daß sie,

so lange sich Morgenstern in der Stadt aufhalten könne, sich nie trennen würden. Reinhold fand auch an dem lebenslustigen jungen Manne bald mehr Reitz, als an seinen andern Bekannten, die kälter und besonnener waren. Junge Leute müssen in Nichts vorsichtiger zu Werke gehen, als in der Wahl ihrer Gesellschafter und Freunde; denn Niemand nimmt so leicht alle Eindrücke an, als die Jugend, und der kürzeste Umgang mit Menschen ohne Sitten und Charakter kann hinreichend seyn zum Verderben des edelsten Jünglings.

Reinhold unterlag im Kurzen. Die verschiedenen Lebensgenüsse, mit welchen ihn Linkolm bekannt machte, nahmen ihm bald jene Ruhe des Gemüthes, welche ihn so sehr auszeichnete und eben so glücklich machte. Ohne daß er es selbst merkte, war er seinen Vorsätzen untreu geworden. Er suchte die Gewissensbisse im Strudel des Vergnügens zum Schweigen zu bringen, und zum Theile gelang es ihm auch, denn er betäubte dasselbe.

Endlich mahnte ihn seine hingeschwundene Barschaft, mit welcher er die ganze Zeit seines Aufenthaltes in der Residenz bestreiten wollte, daß er von den Grundsätzen, die er vor einem Jahre so heilig beschworen hatte, abgewichen und der Lehre seines Vaters ungetreu geworden sey. Dieß machte ihn tiefsinnig und nachdenkend. Lange konnte er diesen Schmerz nicht allein tragen. Er

vertraute ihn seinem Freunde und bath ihn um Rath und Trost. „Thor!" erwiederte Linkolm, „wie kann dich solch eine Kleinigkeit trüben? Fürwahr, du bist zu klug, um dich von Grundsätzen lebenssatter Greise tyrannisiren zu lassen. Man lebt, um zu genießen. — Sey ruhig, Morgenstern. Dieses Jahr wird fruchtbar; dein Gut ist schuldenfrey — ich will dir Geld darauf verschaffen, so viel du bedarfst."

Dieser Rath fand vielen und heftigen Widerstand. Er ward am ersten Tage unwillig verworfen, am zweyten noch einmahl in Anregung gebracht, und am dritten endlich angenommen. In wenigen Stunden brachte Linkolm eine bedeutende Summe Geldes, welche den dritten Theil des Werthes der ganzen Besitzung ausmachte. „Was fällt dir ein," rief Morgenstern, „eine so große Summe — ich bedarf ihrer nicht. Tausend Gulden sind das Höchste, was ich aufnehme. — „„Ey, du beweisest,"" erwiederte lächelnd sein nichtswürdiger Freund, „„daß du die Oeconomie nur im Kleinen verstehst. Unter dieser Summe, welche die Geringste ist, die ich auftreiben konnte, bekomme ich nirgends Geld, denn die Interessen würden ja kaum das Eintragen in's Schuldenbuch lohnen!"" — Noch weigerte sich Reinhold, aber er war schon zu weit von seinen bessern Vorsätzen gewichen, um mit Festigkeit widerstehen zu

können. Der erste Schritt zu seinem Verderben war gethan.

Es bedurfte nur noch eines Einzigen, um dasselbe auf's schnellste herbeyzuführen. Linkolm, der nun seines Freundes, dessen Herz doch von dem seinigen weit verschieden war, müde wurde, suchte sich seiner zu entledigen, früher aber von ihm noch so viel zu gewinnen, als möglich war. Er verband sich mit einigen falschen Spielern, welche ein großes Haus machten. Bey diesen führte er Morgenstern ein.

Beyde wurden bald zu einem großen Gastmahle, welches diese Herren gaben, geladen. Nachdem einige Stunden geschwelgt worden war, begab man sich in ein Nebenzimmer, und fing eines der verbothenen Hazardspiele an. — Morgenstern, welcher kein Freund hiervon war, setzte sich, nur vom falschen Ehrgefühle bewogen, zum Tische. Er machte nur kleine Sätze auf seine Karten, aber das Glück war ihm günstig. Er gewann, und so oft er eine Karte berührte, so lächelte Fortuna ihm freundlich. Es ging wohl eine Stunde so fort, und hundert Ducaten lagen vor ihm als reiner Gewinn. Der Banquier machte ein betrübtes Gesicht, Linkolm pries das Glück seines Freundes, die Anwesenden staunten und prophezeyhten ihm Reichthum und Indiens Schätze. Endlich rief der Banquier: „Es ist für heute der letzte Zug. Va banque!" Morgenstern, theils

vom Gewinne erhitzt, theils um zu beweisen, daß er sein Glück gern wieder abtrete, wenn es das Schicksal so wollte, setzte seine hundert Ducaten. Die Karte ward aufgeschlagen. Der Bankhälter warf sie vor sich unwillig hin, denn der neue Gast hatte wieder gewonnen. Nun aber nahm Alles eine fröhliche Miene an, und Morgenstern begab sich, von den Glückswünschen und Scherzreden seiner Freunde begleitet, mit einem feinen Säckchen Gold ganz heiter nach Hause.

Nichts läßt sich schneller erringen, als der Geschmack am Spiele, und besonders dann, wenn beym ersten Versuche das Glück günstig gewesen. Linkolm schwätzte seinem irregeführten Freunde überdieß so viel vor, zählte ihm hundert Beyspiele von überreichen Männern, die ihr Glück allein dem Spiele verdankten, an den Fingern her, reitzte seinen Ehrgeitz, indem er ihm vorstellte, daß er nun, nach einem solchen Gewinne, ohne seine Ehre Preis zu geben, wenigstens noch Ein Spiel mitmachen müsse, und wandte überdieß noch tausend andere Künste an, um das Opfer seiner teuflischen Verführung schnell in das Garn des Verderbens zu locken. Am nächsten Tage waren sie wieder geladen, und beyde erschienen.

Wer erräth nicht, daß man den verblendeten Reinhold am ersten Tage nur deßhalb gewinnen ließ, um ihn zum wüsten Spieler zu bilden! Der Anfang des zweyten war nicht mehr so günstig.

Er verlor, und verlor wieder. Bald war Alles dahin, was er am ersten gewonnen hatte. Nun wurde Reinhold von seinem Verluste erhitzt. Ein Schwindel bemächtigte sich seiner Sinne. Er setzte noch eine große Summe — die Karte schlug wieder um, und sieh' da, er verlor abermahls. Reinhold sprang auf. „Meine Herrn," rief er, „ich bin außer Stande, das Spiel fortzusetzen, denn was ich mit zu dem Tische am Gelde brachte, ist verloren." — „„Herr von Morgenstern, Ihr Wort genügt jeder Summe!"" sprach der Bankhälter, „„lassen Sie sich nicht hindern, Dasjenige, was sie verloren haben, wieder zurückzugewinnen; denn das lose Glück lächelt immer Jenen zu Ende des Spieles, die es beym Beginne vernachlässigt hatte."" — „Spiele zu," rief ihm Linkolm in's Ohr, „deine Ehre ist sonst mit dem Gelde verloren. Ich bin gewiß, du sprengst noch die Bank." — „So sey es denn also!" sprach Reinhold, entschlossen, „Alles zu gewinnen, und wäre auch Alles verloren. Eine Summe größer als die andere," rief er auf die Karten aus — und noch immer zürnte das Glück ihm. Da er denn nun durch seinen großen Verlust außer sich war, und eben das letzte Spiel angekündigt wurde, so schrie er wild auf: „Mein Gut für diesen Zug, hundert tausend Gulden im Werthe!" — „„Ich nehme den Satz dafür an,"" entgegnete der Bankhälter kalt.

Alle Mitspielenden erhoben sich. Kein Laut ertönte in der dumpfen Luft des Zimmers. Reinhold steht blaß, wie ein mit dem Tode Ringender, da, Angst, Verzweiflung und Wuth zucken in seinem Gesichte, sichtbar zittern die Knie, convulsivisch bewegen sich die Finger an seinen Händen, und starr, wie Augen des Basilisken, fällt sein Blick auf dem Goldhaufen hin, der auf dem Tische durch das Beben seiner Hand, die sich darauf krampfhaft stützte, zu wackeln anfing. Der Spieltisch, die Anwesenden, das ganze Zimmer drehte sich mit ihm in einem Kreise herum. Endlich wird die Karte gezogen. Sie wird aufgeschlagen. Morgenstern erkennt sie nicht mehr, so düster ist sein Blick. „Ich bedaure — verloren," ruft der Bankhälter; „verloren!" rufen die Genossen. Der Unglückliche stürzt ohnmächtig zu Boden.

Reinhold erwachte erst nach mehreren Stunden aus seiner Betäubung. Er befand sich in seinem Zimmer. Sein ganzer Körper badete sich in einem Fieberschweiße. Noch hielt er Alles für einen bösen Traum; da brachte ihm sein Diener ein Schreiben. Es war von Linkolm. Zitternd las der Unglückliche:

»Lieber Morgenstern! Du hast Dir mit Deinem heutigen Benehmen so sehr geschadet, daß Du Dich für eine längere Zeit der höhern Welt entziehen mußt. Wie kann man sich aber auch durch Verlust im Spiele so ganz aus der Contenançe

bringen lassen! Der Marquis von S** trug mir auf, Dich zu benachrichtigen, daß er Uebermorgen Dein Gut in Besitz nehmen werde. Es ist mir leid, daß durch Deine Schuld Alles so gekommen ist. Mir wirst Du es aber nicht übel nehmen, wenn ich von nun an Deine Gesellschaft meide.

Dein aufrichtiger Linkolm."

Reinhold war außer sich. Er zerriß dieses Schreiben eines nichtswürdigen Menschen in tausend Stücke und trat mit den Füßen darauf; er sah nun, aber leider zu spät, ein, daß er das Opfer eines schändlichen Betruges und einer eben so schändlichen Verführung geworden sey. Jedoch Zorn und Abscheu machten die Verirrungen, in die er gefallen, und die Fehler, welche er begangen, nicht ungeschehen. Sobald sein besseres Gefühl die Regungen der Wuth und des Hasses unterdrückt hatte, so öffnete sich sein Herz der bittersten Reue. Heiße Thränen entstürzten seinen Wangen, und eine tiefe Wehmuth bemächtigte sich seiner Seele. Er warf sich auf sein Lager und blieb trostlos, bis er sich endlich an Den wandte, von dem wir immer Tröstung erhalten, wenn wir sie zu suchen verstehen. Er flehte auf zu dem Allgütigen: „Sieh, mein Vater im Himmel, den vergessensten Sünder vor Dir. Meineidig und eidbrüchig, aber reuvoll und auf Deine Barmherzigkeit hoffend, nah' ich mich

Dir. Nicht die verlornen irdischen Güter beklag' ich mehr — den verlornen Segen des Besten der Väter, Deine verlorne Gnade, Allgütiger — diese beklag ich! Du hast mich schwer geprüft, und ich bin tief in der Prüfung gefallen. Aber Du kannst mich wieder aufrichten, und dieses, o Vater, hoff' ich von Dir!

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn die ganze lange Nacht, und gaben ihm sichtbaren Trost. Es durchzuckte ihn wie ein Blitz, der Gedanke: „Olmers — zu ihm!" — Und so verließ er denn ziemlich ruhig mit einbrechendem Tage sein Lager, nahm Pferde und eilte jener Besitzung zu, die Eigenthum seiner Ahnen, seines Vaters gewesen, und die er im frevelhaften Wahnsinn für immer verloren.

Je näher er derselben kam, desto unruhiger ward er wieder. — Die Gewalt der Vorwürfe, welche er sich selbst machte, wuchs mit jeder Minute, ein centnerschwerer Stein lag auf seiner Brust, und als er seiner Väter Schloß, in dem er geboren und erzogen wurde, von Weitem erblickte, da verließ ihn alle Fassung und Kraft. Starr waren seine Augen und ohne eine Thräne, seinen Schmerz zu erleichtern; das Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen, der Athem stockte. — Der Postillon wandte sich um und fragte:

„In's Schloß, gnädiger Herr?" — „„Nein, nein!"" stöhnte er ängstlich, mit Fieberkälte durchschauert, „„in den Pfarrhof, zu Olmers."" Langsam rollte der Wagen über den schlecht gepflasterten Hof der Pfarre. Er hielt still. Man hob den Unglücklichen aus demselben heraus. Mit zitternden Knien und gebrochenen Herzen schwankte er die Treppe hinauf.

Dem Eintretenden eilte Olmers in freundlicher Ueberraschung entgegen; er blieb aber schreckenvoll stehen, als er ihn näher gewahrte. Das war nicht mehr der blühende Reinhold, der junge Mann in der Fülle seiner Gesundheit — er glich einem früh gereiften Greise, welchen Gemüthskrankheit und Schwäche darnieder gedrückt. „Sie sehen, ehrwürdigster Freund den unglücklichsten aber auch reuevollsten Menschen vor sich," sprach Reinhold mit zitternder Stimme; „Ihre und meines Vaters wohlgemeynten Ermahnungen habe ich leichtsinnig vergessen, meine heiligen Eide gebrochen. Für immer bin ich elend, für immer gebrandmarkt. Sie wähnen den Besitzer dieses Ortes, dessen Seelsorge Ihnen anvertraut ist, vor sich zu sehen — nein, hochwürdiger Herr, ich bin nicht mehr, als der ärmste und niedrigste Bettler. Freventlich habe ich mein

Erbe verspielt, indem ich eben so vermessen meine Ehre, meine Pflicht und meine Eide vergaß!"

Nun erzählte Reinhold dem Erstaunten den Hergang der unglückseligen Begebenheit. Er verschwieg ihm nichts, und häufige Thränen der bittersten Reue flossen von seinen Wangen herab. „Traurig ist es," so sprach er, „daß die besten Lehren im Leben gewöhnlich zu spät kommen. Wie wollte ich diese Erfahrung benützen, wenn ich es noch könnte! So bleibt mir aber nichts, als meine Gewissensqual und meine Reue."

Bey dieser Schlußrede verklärte sich das Gesicht des würdigen Priesters durch Freude. „Ja, ich sehe," sprach er, „daß Sie Ihre Verirrung aufrichtig bereuen. Sie haben eine theure Lehre erhalten, wenn Sie aber diese durch Ihr ganzes Leben befolgen, so ist sie für Sie, junger Freund, noch immer wohlfeil erkauft. Der Allmächtige verläßt selbst seine verirrten Söhne nicht. Sinken Sie auf Ihre Knie und danken Sie Ihm, denn Seine allwaltende Vorsicht hat Sie durch den Besten der Väter vom Verderben gerettet! Es ist nun an der Zeit, daß ich Ihnen das versiegelte Packet zurückstelle, welches der letzte Wille Ihres Vaters mir zur Bewahrung bestimmte."

Der würdige Geistliche öffnete seinen Schrank

und nahm es heraus. Wie ein Verurtheilter, der das Wort: »Gnade!" hört und doch nicht faßt, von wem es gekommen und wie er's erhalten, also stand zweifelnd und hoffend, fürchtend und zagend Reinhold vor ihm.

»Hier ist es. Oeffnen Sie's, junger Mann! Sie finden darin den doppelten Werth Ihres Gutes in Staatsobligationen, die Ihr Vater, der von ihrem Leichtsinne und dem wenigen Haushaltungsgeiste, welchen Sie schon in früheren Jahren bewiesen, mit scharfsichtigem Blick einen ähnlichen Erfolg, wie wir ihn nun erlebt haben, befürchtet hatte, zu Ihrer Rettung von mir bewahren ließ. Er starb dreymahl reicher, als Sie es wußten. Ich glaube, nun sicher rechnen zu dürfen, daß Sie durch Ihr künftiges Leben dieser väterlichen Vorsicht sich werth zeigen werden. Nun aber lassen Sie uns beyde Gott danken, der Alles zum Besten der Seinigen lenkt!"

Sie sanken beyde nieder vor dem Kreuze des Erlösers. Reinhold's Seele war aufgelöst in Freude und Wehmuth, in Andacht und Reue.

Kaum hatten sie ihr Gebeth vollendet, so wurden sie durch einen Besuch gestört, dessen sie sich so früh nicht versehen hätten. Baron Linkolm und Marquis S** waren dem Unglücklichen nachgereiset, um den Antritt des verlornen Gutes zu erwirken und ihn vor allfälligen Schritten dagegen zu hindern. Sie erfuhren, daß er im Pfarr-

hause abgestiegen sey, und hatten die Kühnheit, ihn dort aufzusuchen.

Mit Abscheu erblickte sie Reinhold. Der Pfarrer klingelte. Er sagte seinem Diener einige Worte in's Ohr, der sich wieder entfernte. Dann sah er die Beyden scharf und fest an, und redete so nach längerem Schweigen: „Meine Herren! Ich weiß, warum Sie gekommen. Herr v. Morgenstern hat an Sie dieses Gut, oder Einhundert-tausend Gulden verspielt. Morgenstern, befriedigen Sie diese Herren!" Reinhold zählte die Hälfte des Inhaltes jenes Packetes ab. Die Spieler waren außer sich vor Erstaunen. Sie hatten weder diese Willfährigkeit, noch so viel des Geldes erwartet. Mit unbeschreiblicher Verwirrung und einer süßlichen Miene ergriff der Marquis die ihm dargereichte Summe und stammelte nach einer Entschuldigung.

„Stille!" sprach der Priester mit Würde und feyerlichem Nachdruck. „Stille, ehrvergessene, nichtswürdige Menschen!" Er klingelte abermahl; sein Diener trat mit Wache herein. „Bemächtigt Euch im Nahmen des Gerichtes dieser Männer.

Ihr bürget mir, daß nicht das Geringste von der Summe, die sie mit sich führen, entkomme. Es sind falsche Spieler, die den Gesetzen des besten Landes und dem Befehle des gütigsten

Fürsten hohnlächeln, welche die unbesonnene Jugend verderben — die Pest und Schmach unseres Landes. Führt sie wohl verwahrt zurück nach der Residenz. Herr von Morgenstern und ich werden folgen. Der Minister der öffentlichen Sicherheit und der Polizey wird über sie entscheiden."

Und wie es der würdige Priester angeordnet, also geschah es. In einem herrlichen Lande, das durch den gerechtesten Fürsten regiert wird, darf die Unschuld ihrer Rettung vertrauen. Lange waren Linkolm und seine Genossen als falsche Spieler verdächtig, es hätte bis jetzt an Beweisen gemangelt. Ihre Schuld am unerlaubten Spiele bewies sogleich die Annahme des gewonnenen Geldes aus den Händen des Verführten. Sie bekannten, und entgingen der verdienten Strafe nicht. Reinhold erhielt seinen Verlust durch richterlichen Spruch wieder; aber man verwies ihm zugleich seinen Leichtsinn und die Unbesonnenheit, mit der er sich in ein Spiel eingelassen hatte, von dem er doch wußte, daß es die Gesetze des Landes zum Besten des Volkes verbiethen. Da nahm denn Reinhold, der wohl selbst fühlte, daß auf ihm eine schwere Schuld laste, die Hälfte jener Summe, die er zurück erhalten, und gab sie dem Minister mit der geziemenden Bitte, sie unter die Unglücklichsten und Bedürftigsten des Landes vertheilen zu wollen.

Reinhold gerieth von nun an nicht mehr in Versuchung, des geleisteten Eides zu vergessen. Er war der weiseste Hausvater und machte von seinem Vermögen zu seinem und der Menschheit Wohle den besten Gebrauch. Er heirathete bald ein biederes, deutsches Fräulein, mit der er, als ein glücklicher und allgemein geachteter Bürger des Staates, die schönsten Tage verlebte. — Nie aber vergaß er seinen zweyten Vater, den ehrwürdigen Olmers. Und als derselbe so alt und schwach wurde, daß er das Licht seiner Augen beynahe gänzlich verlor, da nahm ihn Reinhold zu sich in das Schloß, und wartete ihn, wie ein Sohn. »Es ist billig,« sagte er dann, „daß ich den in der Blindheit des Lebens leite und tröste, der mich in der Blindheit der Seele geleitet zum Guten und getröstet durch Worte und Thaten!"

* * *

Und so gibt es denn auch Manche, die, wie Reinhold, das Vermögen ihrer Väter in mancher Verirrung verloren. Für sie hatte ihr Vater wohl nicht so weise gesorgt, und bey den Meisten konnt' er's auch nicht. Sie finden zufällig keinen Schatz, der ihnen plötzlich wieder brächte, was ihr Leichtsinn verworfen. Aber jener größere

und noch gütigere Vater oben hat ihnen ein Vermächtniß gelassen, das neu erwerben kann, was die Stunden der Verirrung verloren — einen guten Kopf, rüstige Hände, Liebe zur Arbeit. Dieses sind Schätze, welche kein Dieb stiehlt und kein Ungefähr raubt.

Die Freunde auf der Probe.

Herr von Lambert war einer der angesehensten Geldwechsler in einer großen Seestadt. Das Glück schien seine Gunst nur ihm zuzuwenden. Was er versuchte, gelang, und es bedurfte zu Unternehmungen jeder Art nur seines Beytrittes, um eines günstigen Erfolges versichert zu seyn. Seine Schiffe fanden ihren Weg in die fernen Welttheile stets eben so geschwind, als sicher; sie hatten immer gesuchte Artikel als Kaufmannsgüter fortgeführt und brachten als Gegenladung gerne gesehene und billige Waare. „Ehrlich und vorsichtig," dieß war des Herrn von Lambert Wahlspruch, den er nicht nur im Munde, sondern auch im Herzen führte. Deßhalb galt sein Nahme aller Orten für unbescholten und zutrauenswerth, und wo sein Wort gegeben wurde, da fiel es Niemanden ein, nach einer Unterschrift oder nach einem Zeugen zu verlangen.

Niemand hatte eine richtigere und mehr schätzenswerthe Ansicht von seinem Geschäfte und dem Geldwesen überhaupt, als Herr von Lambert.

Er war es fest überzeugt, daß ein großes Vermögen viel zum Glücke des Menschen beytragen könne, wenn er in seinem Innern vollkommen fähig ist, dasselbe zu benützen und gut zu verwenden; aber er war weit entfernt, dem irdischen Gut und dem Gelde jenen übertriebenen Werth beyzulegen, welchen Mancher seiner Handelsgenossen darauf setzte. Er konnte den reichen Mann erst dann recht schätzen, wenn er zugleich gut und rechtschaffen war. Tugend und Verstand waren ihm mit Recht viel mehr ehrwürdige Reichthümer, und er pries den mit Glücksgütern Gesegneten nur deßhalb glücklich, weil er in den Stand gesetzt war, um so mehr Gutes zu stiften und in Erfüllung zu bringen, was sein Herz Edles und Menschenfreundliches dachte. Herr von Lambert war ein sehr guter Kaufmann, er war aber ein noch besserer Mensch. „Vergänglich sind die erworbenen Summen des Sterblichen," sprach er oft zu seinem einzigen Sohne Gustav; „lange Jahre verschaffen sie uns, bey einem Leben voll von Entsagungen, nach mühsamen Streben, und ein einziger Augenblick reicht hin, sie alle zu rauben. Dieser Gedanke ist so demüthigend, daß er die lächerlichste Art des Hochmuthes, den Kaufmanns- und Geldstolz, für immer darniederschlagen muß.

Als Herr von Lambert seinem heranwachsenden Gustav einen geschickten und erfahrenen Erzieher gewann, sagte er zu ihm: „Die Menschen

preisen mich um meines Vermögens willen glücklich; ich aber muß gestehen, daß ich nur Eines kenne, was allen meinen Reichthum ausmacht, und dieses ist mein Sohn. Für ihn treibe ich mein Geschäft unermüdet vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Lehren Sie ihn dasjenige, was ich ihm erwerbe, weise benützen und verwenden; bilden Sie aber sein Herz und seinen Geist vor Allen so, daß er darin einen größeren Schatz, als in meinem Vermögen besitzt. Nimmt ihm dann dieses der Himmel, so wird er in jenem Beruhigung und neue Hülfsmittel finden; läßt er's ihm aber, so wird er damit sich und Andere beglücken. Darin, lieber Freund, besteht mein Erziehungsplan, und diesen bitte ich Sie, stets zu verfolgen. Der Wohlthäter meines Kindes wird stets der meinige seyn."

Ein Mann, welcher solche Gesinnungen hegte, konnte auch in seinem häuslichen Leben nicht unglücklich seyn. Lambert hatte sich die biederste Gefährtin des Lebens gewählt, und sie machten beyde mit ihrem Gustav, der zusehends gedieh, ein freundliches Kleeblatt aus, welches das zufriedenste Leben führte und jede Gunst des Glückes, womit sie das Schicksal erfreute, dankbar und weise genoß. Eines suchte die Herzenswünsche des Anderen zu ergründen, und die gegenseitige

innere Liebe war ihnen ein freundlicherer und mehr erhebender Genuß, als jene lärmenden Vergnügungen der Welt, welche selten etwas anderes, als Ermüdung und Ekel zurück lassen.

Lambert's Haushalt gehörte unter die eingeschränkten, denn er und seine Gattin meynten, daß diejenigen, welche nicht um ihres Amtes oder ihrer Verhältnisse willen ein glänzenderes Haus führen müssen, besser und ruhiger zurückgezogen und auf eine kleine Anzahl von Freunden beschränkt leben. Besonders oft erinnerte sich der würdige Lambert, wie übel Kaufleute daran thäten, den Ton und die Sitten der großen Welt anzunehmen. „Sie thun dieß nur mit empfindlichen Opfern, welche häufig ihren Wohlstand untergraben," sprach er, »und haben doch nichts dafür, als Langeweile, Demüthigungen und nicht selten die Kränkung, sich von denen, in deren Kreis sie nicht gehören, verlacht und zum Besten gehalten zu sehen." Deßhalb ging es in ihrem Hauswesen stille und ruhig zu. Man hörte nichts von schwelgerischen Tafeln und festlichen Bällen — Prunkzeugen der Eitelkeit, auf welche mancher thörichte Kaufmann, um sich wichtig zu machen, Tausende verwendet, indessen er dem bedürftigen Armen eine kleine Gabe mit knickerischer Habsucht versagt; man hörte nichts von Concerten und Theegesellschaften, aber es

verging keine Woche im Jahre, in welcher nicht einmahl einige gute Freunde zu Tische gebethen wurden — Freunde, welche man wohl kannte und, durch lange Erfahrung erprobt, zu lieben alle Gründe hatte. Der Hochzeitstag der glücklichen Aeltern, der Geburtstag des trefflichen Sohnes, dieses waren Feste, welche mit mehr als gewöhnlichem Aufwande gefeyert wurden. Alles war an solchen Tagen geladen, was mit dem Geschäfte des Vaters in Verbindung stand, denn wer unser Vermögen erwerben half, hat das nächste Recht, es auch mit uns zu genießen, sprach Herr von Lambert mit herzlicher Gutmüthigkeit. Der ergraute Buchhalter des Handlungshauses, welcher nun nicht mehr dem Dienste vorstand, sondern von einer zugesicherten Pension gemächlich lebte, mußte an solchen Tagen als der ehrwürdigste Gast den obersten Platz an der Tafel einnehmen, zwischen der liebenswürdigen Gemahlin seines Herrn und dem freundlichen Gustav. Da weinte denn gewöhnlich der alte, beynah' erblindete Mann vor inniger Rührung und hob mit zitternder Hand das volle Glas Rheinwein in die Höhe, und erhob sich vom Stuhle und rief, was ihm alle Anwesenden aus vollem Herzen nachriefen: Lange lebe Herr von Lambert, unser Wohlthäter und Vater!

Unter den Hausfreunden Lambert's waren

besonders zwey, welche wohl gelitten waren und in der Familie, Achtung genossen. Victor hieß der Eine, und Argentino der Andre. Victor, ein biederer Deutscher, war ehedem der Chef eines berühmten Handlungshauses gewesen; er hatte seine Geschäfte aufgegeben und ein ruhiges Leben der Thätigkeit des Kaufmannes vorgezogen. Er durfte dieß auch, denn er war alt, reich und ohne Kinder, auf welche sein Vermögen einst hätte kommen können. Victor war einer von jenen Menschen, welche man mit einer Perle in der Schale vergleichen durfte. Wer ihn zum ersten Mahle sah, hätte ihn leicht für stolz und zanksüchtig halten mögen. Ueberall fand er Etwas, das mit seinen Grundsätzen nicht ganz übereinstimmte, denn er war ein Eiferer für das Alte und ein Feind jeder Neuerung, doch mehr mit dem Mund als mit dem Herzen. Man nannte ihn daher den gutmüthigen Polterer; und gutmüthig war er auch, denn während er noch schalt, that er mit eben dem Tone Gutes, als theilte er Strafen aus. Wer ihn kannte, liebte ihn innig.

Anders war Argentino's Aeußeres. Ein gebildeter Franzose vereinte er in sich alle jene liebenswürdigen Gaben, welche jenem Klima so eigenthümlich sind. Sanft war der Fluß seiner Rede, zuvorkommend und überaus freundlich sein Benehmen, sicher der Tact, mit welchem er den Charakter eines Jeden erfaßte und sich nach dem-

selben zu fügen wußte. Froh mit dem Fröhlichen, traurig mit dem Traurigen, ernst mit dem Ernsten, gewann er Aller Herzen im Fluge. Wenn es sich darum handelte, wem sie unter diesen beyden Freunden einen Vorzug zugestehen sollten, so konnten Gustav und seine Mutter in ihrer Wahl nicht zweifelhaft bleiben. Argentino galt ihnen mehr als Victor, und besonders bey Gustav, dem dieser manchmahl etwas zu strenge, mitunter auch zu rauh sprach. Herr von Lambert aber, welcher einen tieferen Blick besaß, gab seinem alten Freunde Victor den Vorzug, ohne deßhalb Argentino zu vernachlässigen, da er über seinen moralischen Charakter und besonders seinen Handlungsgeist ein ungünstiges Urtheil zu fällen keine Ursache hatte.

Es fand sich bald eine Gelegenheit, welche Gustav's schwache Neigung für Victor beynahe in Ungunst verwandelt hätte. Ein reicher Großhändler führte nähmlich seinen Sohn, welcher eben die Studien vollendet hatte, in die vornehmsten Hauptstädte Europa's, und gedachte mit ihm längere Zeit in Paris und London zu verweilen. Gustav kannte den jungen Mann; er fühlte bald ein heftiges Verlangen in sich, diese Reise mit ihm zu machen. Er vertraute Argentino seinen Herzenswunsch und fand denselben damit ganz übereinstimmend. „Es ist nichts nöthiger für einen jungen Kaufmann," sprach er, „als in die Welt

zu reisen und sich dadurch Kenntnisse und Erfahrung zu sammeln. Ich billige Ihren Entschluß, und Ihr Vater wird es auch thun. Kommen Sie, lieber Freund, ich werde für Sie das Wort führen!"

Beyde begaben sich zu Herrn von Lambert, bey welchem sie den mürrischen Victor trafen. Der Franzose rückte mit dem Anliegen heraus und that seiner Seits alles, um den Vater dafür zu stimmen; allein man las es auf seiner Stirne, daß er mit den Ansichten seines Freundes und Sohnes nicht einig war. Die Mühe, sich zu erklären, ersparte ihm Victor: „Bleiben Sie hübsch zu Hause, lieber Gustav," sprach er; „Sie haben noch zu wenig gelernt, um mit Frucht Reisen zu machen. Diese kostbare Zeit können Sie besser benützen, und Gott behüthe Sie, daß Sie für die ehrliche Gewandtheit des Deutschen fremden Schnickschnack und modischen Firlefanz in Ihre Heimath brächten. Ich habe Sie zu lieb, um Ihrem Vater nicht abzurathen. Auch sind jetzt zu solchen Reisen, die nebstdem vieles Geld kosten, die Zeiten nicht geeignet. Die Londner Handlungscrisis macht auch auf unsere Häuser die nachtheiligsten Wirkungen. Deßhalb bedarf jeder solide Kaufmann der Seinigen, daß sie mit ihm arbeiten und sein Geschäft emsig betreiben." — „„Ich bin Victor's Meynung, lieber Gustav,"" versetzte der Vater, „„du sollst reisen,

aber jetzt noch nicht."" Hiermit war diese Angelegenheit abgethan und Gustav's schönster Wunsch plötzlich zu Wasser. Er und sein Vertreter wußten gar wohl, daß gegen einen gefaßten Entschluß seines Vaters keine Widerrede galt, sie schwiegen und gingen.

Gustav aber schrieb diesen ungünstigen Erfolg allein auf Victor's Rechnung, welchen er sehr oft in mancher Angelegenheit als Gegner zu bekämpfen hatte. Wäre er nicht so herzensgut gewesen, so würde sich gegen den rauhen Freund des Hauses in seine Seele Abneigung eingepflanzt haben, so aber erlosch nur allmählich die Liebe, welche er für ihn hatte, und machte manchmahl einem aufwallenden Unwillen Platz. Wie es aber im Leben häufig geschieht, daß wir jene Liebe, welche in unserm Herzen Andern entzogen wird, einem geliebten Gegenstande mit doppeltem Maße zuschreiben, so ging es auch hier, und Argentino faßte mit jedem Tage mehr Fuß in seiner Freundschaft und in seinem Zutrauen.

Herr von Lambert hatte seine Schiffe mit bedeutenden Summen, welche mehr als zwey Drittheile seines Vermögens betrugen, nach America gesandt, um dort Baumwolle, China und Färbeholz zu laden. Das längere Ausbleiben machte den Handelsmann um so unruhiger, da er dieser Waaren dringend bedurfte, weil er sie abgeschlos-

ſenen Verträgen zu Folge an andere Häuſer zu liefern hatte.

Um den friedlichen und ſonſt ſo heiteren Himmel dieſes Hauſes zu trüben, fanden ſich auch noch einige Bankbrüche, bey welchen Lambert's Handlung mehrere Summen verlor. Der edle Mann ertrug dieſe Verluſte, ſeinem Charakter gemäß, mit Gleichmuth und Seelenſtärke. „Es iſt das Los des Kaufmanns,“ entgegnete er ganz ruhig dem, welcher dieſe üble Nachricht brachte, »oft in Einer Stunde zu verlieren, was ſaure Mühe in Jahren gewann. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, denn ich verliere nicht fremdes Vermögen.“

Ungeachtet des Anſehens, in welchem ſeine Handlung ſtand, hatte doch der Fall mehrerer Banken und einiger der im höchſten Credite geſtandenen Häuſer ein allgemeines Mißtrauen zur Folge. Als man nun von den Verluſten hörte, welche Herrn von Lambert betroffen hatten, ſo fürchteten die geängſtigten Theilnehmer ſeiner Geſchäfte auch für ſeine Erhaltung. Beſorgniſſe ſind anſteckend, ſie werden ſchnell zur gefährlichen Krankheit. Alles, was in Lambert's Handlung Geld und Forderungen hatte, lief hin und ſuchte um Heimzahlung und Befriedigung an. Lambert ließ ohne Verzögerung jede Summe bezahlen, welche in Anſpruch genommen wurde.

So befriedigte er Jeden ſeiner Gläubiger, bis ſich am Ende der Zahlungen noch eine Summe

von zehntausend Thalern unbefriedigt bewies, welche für diese Woche Lambert's Casse nicht zu tilgen vermochte. Sie haftete auf einem Wechsel, der an ein jüdisches Handlungshaus ausgestellt war. Lambert wollte hier um keine Frist ansuchen. „Mein Freund Victor muß Rath schaffen," sprach er, „Gustav, begib dich zu ihm." — „„O Vater,"" rief jener, „„Ich bitte Sie, den Vorzug, unserem Hause diesen kleinen Dienst zu erweisen, meinem Freunde zugestehen zu wollen. Denn wer weiß, ob Victor nicht murrend und finster mich von dannen gehen ließe. „Du bist ungerecht, Gustav. Jedoch, wenn es dir Vergnügen macht, thu, wie du willst." — Er sandte daher seinen Sohn mit dem Wechsel zu Argentino und ließ ihn ersuchen, die Forderung für seine Rechnung zu tilgen, mit dem Bedeuten, daß er mit jedem Tage seine Schiffe erwarte und dann diese Schuld sogleich freundlich und dankbar berichtigen werde.

Argentino fügte sich und bezahlte den Wechsel. Gustav fand ihn eben so zuvorkommend und beynahe noch artiger als je, aber es entging ihm in dem Gesichte seines Freundes ein Zug nicht, welcher eine peinliche Verlegenheit ausdrückte. Schon reute es den Jüngling, hier diesen Schritt gemacht zu haben; es schmerzte ihn aber tief, seinen Freund bey einer so geringen Probe nicht ganz so gefunden zu haben, wie er sich ihn immer gedacht hatte. Dem Vater verschwieg er diese Bemer-

kung und ertrug seinen Kummer allein, welcher mit jedem Tage wuchs, da es Argentino absichtlich zu vermeiden schien, ihr Haus zu besuchen.

Acht Tage darauf verbreitete sich plötzlich die Nachricht, es seyen die beyden Schiffe des Hauses Lambert mit ihrer Ladung von Algierischen Seeräubern genommen und als gute Prise erklärt worden. Ein Schiff, das so eben in dem Hafen einlief, habe sie beyde in der Macht der Caper gesehen, und sey selbst nur mit genauer Noth dem Verderben entgangen.

Die ganze Stadt war sogleich von dieser Nachricht voll. Alles beklagte den Ehrenmann herzlich und aufrichtig. Lambert saß mit den Seinen eben bey Tische, als der Cassier seiner Handlung, mit dem Unglücke auf der Stirn und in den thränenvollen Augen, ängstlich hereintrat. „Es ist ein Unglück geschehen, lieber Erich," bewillkommnete ihn der Hausvater. „„Wie, Sie wissen schon den schrecklichen Fall, daß unsre zwey Schiffe von den Seeräubern gefangen."" — Gustav und die Mutter erblaßten. „Nein, lieber Erich, dieß wußt' ich noch nicht; aber ich habe ein großes Unglück aus Ihrem zerstörten Wesen geahnet. Wer weiß, ob Ihre Nachricht gegründet ist — man muß nicht sogleich Kopf und Muth verlieren. Ich glaube noch nicht daran, ist's aber wahr, — nun, so hat uns der Herr, dem wir mit Allem angehören, schwer geprüft. Weise sind alle seine Wege; sein Wille

geschehe!" Nun sprach er aber nichts weiter. Endlich erhob er sich, faßte den zitternden Cassier bey der Hand und begab sich in's Comptoir, wo sich mehrere Neugierige versammelt hatten, um über dieses Gerücht Kunde zu erhalten. Jeder erstaunte über die Festigkeit und den Gleichmuth, mit welchem sich der würdige Chef des Hauses benahm; und jeder Gute wünschte mit Worten und im Geheim, daß ihm ein besseres Los gefallen seyn möchte.

Plötzlich entstand ein Geräusch, und mit ängstlichen Geberden drängte sich ein Mann herein, in welchem man bald den Freund des Hauses, Argentino, erkannte. „Sie kommen, mich zu trösten," rief Herr von Lambert, „mein edler Freund!" Kalt entgegnete ihm der Franzose: „„Wenn es so steht, mein Herr, so bedarf ich des Trostes vor Allen. Ich ließ mich vor acht Tagen bewegen, für einen Ihrer Wechsel zehntausend Thaler zu bezahlen. An wen soll ich mich nun wenden!"" — „Sie kommen also bloß als Geschäftsmann, Herr Argentino" — sprach Lambert sichtbar betroffen und unmuthig; „Sie müssen sich gedulden; ich werde Rath schaffen." — „„Nein, mein Herr, dieß müssen Sie sogleich. Ich weiß allzuwohl, daß Sie alle anderen Summen heimgezahlt und nun bloß leere Cassen haben. Die Schiffe enthielten Ihr Vermögen; sie waren meine Deckung — nun sind sie hin — woher soll ich meinen Wechsel bezahlt erhalten."" — „Sie werden unartig,

mein Herr. Beruhigen Sie sich, denn meine Ehre bürgt Ihnen für diese Summe. Heute aber vermag ich es nicht, Sie zu tilgen." — „„Nun, so muß ich Sie denn, so leid es mir thut, prostituiren,"" schrie Argentino, und verschwand. Gustav, welcher dem Vater nachgefolgt war und dieses alles mit ihm angehört hatte, glich Einem, der mit einem bösen Fiebertraume kämpft. „Dieses der Freund unseres Hauses; dieses der Mann, welcher meine Liebe und unsrer Aller Achtung genoß? Beym Himmel, ich bin in Versuchung, den ganzen Vorfall für einen fürchterlichen Traum zu halten!"

Wenig Stunden vergingen in dieser Verwirrung, als der öffentliche Notar, zum allgemeinen Befremden und zum Schrecken der Meisten, von Gerichtspersonen begleitet, eintrat, um Argentino's Wechsel zu präsentiren. „Ich thue meine Pflicht mit schwerem Herzen!" sprach er, und man sah's ihm an, daß er die Wahrheit redete, „aber mein Amt legt mir sie auf. Herr von Lambert — im Nahmen des Gerichtes — wollen Sie diesen Wechsel befriedigen? — Wenn Sie's nicht vermögen, so werden diese Herren Ihre Effecten verpfänden, und, wenn diese nicht hinreichen, selbst Ihrer Person sich bemächtigen, denn darauf hat der Kaufmann, Herr Argentino, gerichtlich bestanden."

Da ließ sich plötzlich eine donnernde Stimme

vernehmen: „Das sollen Sie bleiben lassen! Hören Sie's. Der Schuft muß sogleich bezahlt werden. Den Wechsel her, zu meinem Buchhalter gesandt. Er weiß schon darum." Man sah sich erstaunt um, und Victor stand da, einen großen Stock in der Hand, grimmig erboßt. Er ging auf den Notar etwas freundlicher zu, schüttelte ihm die Hand und fuhr fort: Ich weiß es, weiß es, Sie sind ein braver Mann; Sie haben nichts als ihre Pflicht gethan. Verzeihen Sie, wenn ich Sie anfuhr — ich meynt' es nicht so. Aber dieser da," indem er auf Herrn von Lambert wies, „soll es büßen!" Und hiermit schüttelte er zornig sein Haupt, daß eine Puderwolke aus der Perücke flog. »Du sollst es büßen — Du bist mir ein Freund, wie ich mir keinen mehr wünsche! Wo hast Du dein Vertrauen zu mir? Die Kränkung, welche Dir durch deine eigene Schuld widerfuhr, trifft auch mich, böser Mann!" Hiermit umarmte er ihn, noch immer unwillig keifend und scheltend. Gustav stürzte sich zu seinen Füßen. „Herrlicher Mann," rief er, »Verzeihung! Wie sehr habe ich Sie verkannt." — „„Ey, was verkennen!"" entgegnete der Alte, „„Sie mußten ja wissen, daß Ihr Vater mein Bruder, mein Freund ist. Nein, alter, rechtschaffener Lambert, kümm're Dich nicht. Lasse deine Schiffe den Spitzbuben von Capern; ich möchte, daß sie insgesammt auf deiner Ladung Baumwolle gebraten und verbrannt wür-

den. Was ich habe, ist Dein, denn Deinen Gustav erklär' ich für meinen lieben Sohn."" — Alle, welche anwesend waren, weinten vor Rührung. Lambert drückte ihm die Hand und sprach leise die wenigen Worte: Victor, mein Victor — ich kannte Dich!" — „„Ich lebe heute den glücklichsten Tag meines Lebens,"" jauchzte der Alte: „„denn jetzt, da ich Euch trösten und helfen kann, jetzt, meine Freunde, habe ich Euch alle noch einmahl so lieb!""

Dann aber gingen die glücklichen Dreye hinauf zur weinenden Mutter, um sie zu trösten und ihre Thränen zu stillen. Und als sie vernahm, was Victor gethan, so flossen ihre Thränen noch häufiger, denn je; aber es waren keine bitteren Thränen des Schmerzes, sondern lindernde Thränen der Freude, des Dankes.

Die Freunde blieben lange beysammen vereint. Schon sank die Sonne nieder, die Hügel vergoldend, und sie saßen noch vor ihrem Hause im freundlichen Gärtchen, als hätte sie kein Unglück getroffen. Heiter war die Stirne Aller, heiter, wie die Flur und der Himmel ist, wenn sich gewitterschwangere Wolken ihrer Bürde entladen haben und aus dem Schrecken der Nacht der lächelnde Morgen erstanden ist. Da tönten vom Hafen Kanonenschüsse von neu angekommenen Schiffen zum Grusse. Bald darauf entstand vor dem Hause Lambert's Gewühl und freundlicher Zuruf.

„Unsere Schiffe," rief ein herbeygeeilter Commis, „Die Schiffe liegen im Hafen!"

So war es auch. Jedes, mit mehr, als für einhundert tausend Thaler in Waaren beladen, war wohlbehalten eingelaufen. Bald traf auch der Capitän ein, welcher dem staunenden Besitzer erklärte, daß beyde Schiffe gefangen gewesen, aber durch tapfere französische Kriegscorvetten aus den Händen ihrer Feinde befreyt und so glücklich zur Heimath geführt worden seyen. Das Schiff, welches sie in so großer Gefahr gesehen und die Kunde davon voreilig im Hafen verbreitet hatte, müsse in einer andern Richtung hierher gesegelt seyn, weil sie sonst bald darauf beyde auf der Höhe des Meeres frey erblickt haben würde.

„Gott sey gelobt!" rief Lambert's Gemahlin, und ihr Entzücken schien ohne Grenzen. „„Ich wußte ja,"" entgegnete ruhig Herr von Lambert, daß Gottes Hand für die Seinigen sorgt. Wiederzufinden, was man verloren hielt, ist doppelter Gewinn, doppelte Freude."" — Ey, so wollt' ich denn, daß diese Schiffe im Abgrund des Meeres steckten," rief Victor unwillig aus. Da fuhr ihm aber Gustav mit der Hand nach dem Munde und mahnte ihn lächelnd: „Zurück, Väterchen, zurück mit dem bösen Wunsche!" und hiermit küßte er ihn recht herzlich. „Ey," brummte der Alte noch, „haben sie mir nicht meine ganze Freude verdorben?" Alles vereinigte sich nun um ihn, und

umarmte den wahren Freund. Es entstand eine Gruppe, wie sie sich nur der mahlen kann, welcher den Werth guter Menschen erkennt und in seinem Innern ein verschwistertes Herz schlagen fühlt.

Nachdem sich die guten Menschen von ihrer Freude erholt hatten und diese einem heiteren, ruhigen Nachdenken Platz machte, sagte Gustav: Der heutige Tag soll mir zur Lehre dienen, nie mehr nach dem Worte, sondern nur nach der That Freunde zu schätzen. Argentino's, des niedrigen Mannes, ehrloses Benehmen erfüllt mich mit dem tiefesten Abscheu. „Sey auch hierin nicht zu strenge, mein Gustav," sprach begütigend der Vater, „Argentino hat gegen uns nur darin gefehlt, daß er bloß Kaufmann gewesen ist und darüber ganz den Hausfreund vergaß. Daß er dieß letztere that, kann und darf uns wohl wehe thun, aber wir haben keinen Grund, seinen Ruf anzutasten. Merke dir's jedoch wohl, daß man über Menschen nie nach dem Aeußern vorschnell urtheilen müsse. Hier steht ein Feigenbaum; er trägt, wie alle Bäume seiner Gattung keine Blüthe, bringt aber alljährlich Früchte. Wer würde es sich einfallen lassen, ihm jenen Akazienbaum, der an seiner Seite in stolzer Blüthe prangt, jedoch nie eine genießbare Frucht liefert, vorziehen zu wollen? — Kommt jetzt, meine Freunde, in den Hafen; wir wollen die Schiffe

besehen.“ Da ertönte es allenthalben in und außer dem Hause: Es lebe Lambert, der Edle, der Gute; er lebe lange und glücklich!

Als Victor, welcher nun in vollem Ernste Gustav's zweyter Vater war, nach einigen Tagen in den Garten kam, so sah er am Feigenbaum folgendes Gedichtchen geheftet, welches er lächelnd las, indem er forschend auf seinen lieben Gustav blickte. Wir aber lesen es mit ihm:

Der Feigen- und Akazienbaum.

Als Nachbarn standen im sehr engen Raum
Ein Feigenstrauch und ein Akazienbaum.
Es deckte diesen seiner Blüthen Schnee,
Und jener stand verarmt in seiner Näh'.
Da sieht der Blüthenbaum im stolzen Sinn
Zum Strauch herab. Mit höhnischem Gesichte
Wirft er's ihm vor, kränkt und verachtet ihn.
Doch dieser bringt im Kurzen süße Früchte,
Obgleich ihn nie der Blüthen Krone ziert,
Daß gelb vor Neid der eitle Prahler wird,
Der nun entwaffnet ohne eine Frucht,
Im fahlen Laub die Scham zu bergen sucht.

* * *

Des Mannes Rede mag wohl minder fein,
Doch seine That um desto edler seyn;
Das Wort die Blüth', erhabne That die Frucht,
Und diese ist's, wornach der Edle sucht.

Hülfe in der Noth.

In einem deutschen Unterhaltungsblatte las man vor längerer Zeit die edle Handlung eines französischen Finanzbeamten, welcher einem auf halben Sold gesetzten Obristen auf eine eben so humane, als rührende Weise ein Anlehen gab, ohne darum angesprochen worden zu seyn. Diese schöne That erinnerte mich unwillkührlich an die mit ähnlichen Umständen verknüpfte, eines deutschen Dichters, den sein erhabenes Talent und sein treffliches Herz gleich ehrenwerth und unvergeßlich machen. Sie wurde mir von einem Manne verbürgt, welcher davon wohl unterrichtet war und mit dem verblichenen Dichter selbst in zu naher Verbindung gestanden ist, um gegen den angenehmsten Reitz dieses Zuges, jenen der Wahrheit, irgend einen Zweifel entstehen zu lassen.

Gotthold R** hatte seiner vaterländischen Regierung als ein treuer Beamter in einer untergeordneten Sphäre von frühester Jugend bis in's späte Alter gedient. Nach seinem fünfzigsten Dienstjahre fanden sich seine Vorgesetzten bewogen, für

ihn um Versetzung in den Ruhestand anzutragen. Sie begleiteten ihr Gutachten zugleich mit einem ehrenvollen Zeugnisse für die unermüdete Thätigkeit und den redlichen Diensteifer dieses alten Beamten, dessen schwächliche Gesundheitsumstände ein ruhiges und sorgenfreyes Lebenslos für seine wenigen Tage nun wünschenswerth machten.

Im Kurzen war dieser Vortrag erledigt. Der biedere Alte erhielt zum Merkmahle, mit welcher sinnigen Aufmerksamkeit der Beste der Regenten die Verdienste auch des Geringsten aus seinen Dienern belohnet, nicht nur den ganzen Gehalt, welchen er als dienstthuender Beamter genoß, sondern noch überdieß die goldene Ehrenmedaille, worauf sich das Bild des gütigsten Kaisers befand. Feyerlich wurde ihm diese in Gegenwart aller Beamten seiner Stelle mit einer dem Gegenstande angemessenen Rede übergeben. Der alte Diener hatte sich vorgenommen, darauf einige Worte zu entgegnen, um seine innigsten Dankgefühle auszudrücken. Er war aber so tief gerührt, daß heiße Zähren seine Worte erstickten, und er seinen Vorgesetzten sprachlos gegenüberstand; allein diese Thränen und dieses Schweigen drückten mehr als die rührendsten Worte aus: Glückliches Oesterreich, über das ein Vater herrscht, der Keines seiner Kinder zu beglücken vergißt!

Gotthold verließ nun bald die Residenz,

um, mehrere Meilen davon entfernt, mit seinem treuen Weibe und seinem leider noch sehr jungen Sohne, welcher sein einziges Kind war, in den schönen und gesunden Umgebungen derselben den heitern Abend seines Lebens zu genießen. Im Alter sucht man keine Freunde mehr, auch würde man diese sich schwerlich erwerben, denn nur die Freunde, welche die Jugendzeit gewann, nehmen in jedem Alter innigen Antheil an uns. Gotthold wußte dieß wohl. Er lebte deßhalb nur seinem Kreise und jener Erinnerung an die selige Zeit seines Wirkens und an die seiner Jugend. In ihr findet das Alter eine unversiegbare Quelle der süßesten Freuden. Glück und Unglück, die Handlungen des Edelmuthes und die Verirrungen der Unbesonnenheit — alle diese Bilder ziehen im milderen Lichte vor der leidenschaftslosen Erinnerung vorbey und leihen so den Genüssen der Vergangenheit einen Werth, den ihnen nie die Gegenwart lieh. Deßhalb hat auch das Alter seinen eigenen Reitz und seine eigenen Freuden, wenn man auf ein nützliches und tugendhaftes Leben zurückblicken kann.

So lebte Gotthold zwey Jahre glücklich und heiter. Sein Sohn Engelbert war in das fünfzehnte Jahr getreten und hatte durch den Besuch eines naheliegenden Gymnasiums Gelegenheit gefunden, seine Anlagen zur wissenschaftlichen Thätigkeit bemerkbar zu machen. Sein Vater schritt

für ihn um den eben erledigten Stiftungsplatz in einer Academie ein, und hatte das Glück, ihn zu erhalten. Hierdurch war auch für Engelbert das Morgenroth einer freundlichen Zukunft aufgegangen, und es hing nun bloß von seinem Benehmen und von der Verwendung seiner Talente ab, um das Glück seines Lebens zu gründen. Der biedere Vater gab ihm bey dieser Gelegenheit gute Lehren und erinnerte ihn oft: »Bedenke, mein Sohn, was du deinem Landesherrn und deiner Regierung verdankst. Daß dein alter Vater hier kummerfrey lebt, daß er dich zu einem ehrenvollen Berufe erziehen konnte — dieß danken wir ihr. Und jetzt, wo du für sie noch gar nichts gethan, öffnet sie dir freywillig ihren wohlthätigen Arm, öffnet dir durch die ehrende Aufnahme in eine Studienanstalt die schönste Laufbahn für's Leben. Wer gegen sein Vaterland undankbar ist, dem wird kein Glück auf der Erde!" So sprach der Vater, und so schmerzlich es auch der zärtlichen Mutter fiel, sich von ihrem lieben Sohne zu trennen, so empfand sie doch darin einen erhebenden Trost, daß er, dem Vaterlande und der Menschheit ein nützliches Glied zu werden Gelegenheit fand.

Eines nur fand sich, was die gute Familie plötzlich in Verlegenheit setzte. Engelbert sollte nähmlich, bevor er in die Academie gesandt wurde, mit Wäsche, Kleidern und mehreren zu seinen Stu-

dien nöthigen Hülfsmitteln versehen seyn, welche als unerläßliche Bedingung der Aufnahme angesehen werden. Für weniger als zwey hundert Gulden vermochte sie der Vater nicht herzustellen. Die Erziehung seines Kindes und der eigene Unterhalt hatten bis jetzt seine ganze Pension stets in Anspruch genommen. Es war im Monathe November, in welchem er seinen Sohn in die Academie liefern sollte, und am ersten Tage des Monathes Jänner war wieder ein Quartal seines Gehaltes fällig, von dem er nun freylich diese Auslage hätte bestreiten können. Dieser Umstand setzte die guten alten Leute in große Verlegenheit: „Ich kann mich nicht dazu entschließen, Jemanden um dieses Geld anzusprechen, denn ich habe nie in meinem Leben Schulden gemacht, und will es selbst jetzt nicht thun.“ So sprach Gotthold. „Wollt' ich es aber auch, wer würde mir altem Manne Geld leihen, da ich keine andere Sicherheit, als mein Leben habe — ein schwächliches Licht, das jeder Tag auslöschen kann.“ — „„Da weiß ich wirklich keine Hülfe,““ seufzte die Mutter und setzte sich schluchzend in eine Ecke. „„Armer Engelbert,““ fuhr sie fort, „„so mußt du denn, um dieses unglückseligen Hindernisses willen, auf dein ganzes künftiges Lebensglück Verzicht leisten. O dieß thut mir so weh!““ und nun fing sie noch heftiger zu weinen und zu wehklagen an. „Sey ruhig, Marie,“ versetzte ihr Mann, „sey getrost! Mir

ist da Etwas eingefallen, was wohl das Beste seyn wird. Ich will einige Zeilen aufsetzen, werde mich damit geradezu an meine Landesstelle wenden, werde sie bitten, mir das am ersten Jänner fällige Quartal jetzt auszubezahlen. Ich bin ein alter Diener, und sie ist gnädig; sie wird mir's nicht abschlagen, und so ist alle unsere Sorge mit einem Mahle gehoben!" Er sprach es, und Mutter und Sohn stimmten ihm bey. Aller Augen waren getrocknet und die glücklichen Menschen durch frohe Hoffnung getröstet.

Beym Anbruche des nächsten Tages saß der gute Vater auch schon in einem gemietheten Einspänner, und fuhr, sein einfaches Gesuch in der Tasche, der Residenz zu. Er stieg in einem Gasthofe ab, und nahm ein dunkles und kleines Zimmer. Vor allen aber reichte er seine Bittschrift ein, deren Erledigung in wenigen Tagen erfolgen konnte. Als er diese abgegeben hatte, so ward ihm leichter um's Herz; er lief mit kindischem Wohlgefallen die schönen Straßen der Stadt auf und ab, besuchte seine alten Spaziergänge alle, und dachte sich zurück in die Zeit seiner Jugend und männlichen Thätigkeit. Aber fast keinen seiner ehemahligen Bekannten erblickte er mehr, überall neue und fremde Gesichter, so Vieles ganz anders, als ehedem. Dieß erfüllte ihn mit heimlichem Schmerze, denn er ward an sein spätes Alter erinnert und an die Vergänglichkeit irdischer Freuden. Selbst

die Verschönerungen, welche mit Riesenschritten sich in alle Theile der Stadt verpflanzt hatten, trugen bey, es ihm mehr und mehr fühlen zu lassen, daß er nun schon ein Fremder sey.

Und so mochte er denn recht sehnlich bald den Zeitpunct herbeywünschen, in welchem er, von der Gewährung seines Gesuches unterrichtet, frohen Sinnes zu seinen Lieben zurückeilen konnte. Wer einmahl im Leben etwas ungeduldig erwartet hatte, und wer hat es nicht! der mag sich leicht in die unruhige Lage des guten, alten Gotthold zu denken vermögen.

Doch schon drey Tage nach seiner Ankunft erfolgte die Erledigung seines Gesuches. Als er mit zitternder Hand nach dem Blatte griff, mit seinen Augen, in welchen beynahe die Sehkraft erlosch, nach jener Seite blickte, auf welche die ämtliche Entscheidung gesetzt zu werden pflegt, wurde er plötzlich mit der tiefsten Betrübniß, erfüllt, denn er las mit gebrochener Stimme die wenigen Worte: Dem Gesuche des Bittstellers kann nicht willfahrt werden. — »Ich unglücklicher Mann!" rief er aus, „so bin ich denn von Allen verlassen — o meine Marie, o mein Engelbert! Jetzt hilft uns niemand auf Erden mehr!" Der Wirth, welcher diesen Ausruf des Schmerzes vernahm, hatte herzliches Mitleid mit ihm. Er suchte ihn mit der, dem Oesterreicher so eigenen Gemüthlichkeit zu beruhigen

„Seyen Sie ruhig, alter Herr! noch ist nicht Alles verloren. Nehmen Sie Ihr Gesuch, gehen Sie zu dem Referenten desselben, stellen Sie ihm Ihre Noth vor, — ich wollte wetten, daß man Ihnen, wenn es nur einiger Maßen geschehen kann, gewiß gerne helfen wird.”

Nur nach vielem Zureden entschloß sich der alte Mann dazu. Er konnte es nicht über das Herz bringen, zu den Seinen trostlos zurückzukehren. Er zog daher seinen Sonntagsrock an, hing die Medaille an seine Brust und ging mit klopfendem Herzen zur betreffenden Landesstelle, wo er um die Gunst bath, dem Herrn Referenten seines Gesuches mit wenigen Worten seine Bitte erneuern zu dürfen. Sie wurde ihm ohne Anstand und freundlich gewährt.

Wie bebte ihm das Herz, als er in das Büreau Desjenigen trat, an dessen Entscheidung der Trost und die Hoffnung drey armer Menschen hing. Zitternd trat er in's Zimmer.

Der würdige Oberbeamte, ein Mann im kräftigen Alter, etwas bleich im Gesichte, doch voll Wohlwollen in seiner Miene und mit einem seltenen Feuer im Auge, ging ihm entgegen: „Ich bin Gotthold R**, Unterbeamter in Pension” — mehr vermochte er, von seinen Gefühlen erdrückt, nicht aus der gepreßten Brust herauszubringen. Er schwieg und reichte sein Gesuch mit der eben erhaltenen Erledigung hin. Freundlich both ihm

der würdige Staatsmann einen Stuhl und sprach mit mildem, tröstenden Tone zu ihm: „Ich weiß um Ihr Gesuch, und ich kenne Sie, Lieber. Nicht nur Ihr in Ehren ergrautes Haar, Ihr ganzes früheres Leben, das Sie mit so seltener Treue und unermüdeter Verwendung dem Dienste des Staates gewidmet haben, erweckt in mir den innigsten Antheil für Sie. Ich weiß es wohl zu beurtheilen, was ein Vater empfinden muß, wenn es sich darum handelt, was ihm das Höchste ist, um das Glück seines Kindes. Ihr Gesuch wurde mir vorgelegt — und aller dieser Rücksichten ungeachtet habe ich darauf angetragen, daß es für unstatthaft erklärt werden müsse. Ein unabänderliches und allgemeines System, Billigkeit und strenge Ordnung, welche ohne Rücksicht auf Person und Charakter den ihr vorgezeichneten Weg verfolgt, dieses sind die Stützen jeder Behörde. Denken Sie nun selbst, ob es nicht ungerecht wäre, Ihnen etwas ämtlich zu gestatten, was um der guten Ordnung willen so vielen Hunderten, die Ihrem Beyspiele nachfolgen würden, nicht gestattet werden könnte und dürfte. Wäre diese Stelle ein Privat-Institut, so würde sie Ihrem Ansuchen gerne willfahren; allein als öffentlicher Anstalt verbiethet es ihr das Gesetz, die Norm, welche ihr vorgezeichnet wurde, je zu verletzen.“ — „„Da sehe ich wohl,““ erwiederte der arme Gotthold

gebeugt, „ „daß ich etwas Unbilliges verlangt habe. Entschuldigen Sie" " —

„Wenn Sie auch nicht persönlich zu mir gekommen wären, so würde ich mich doch bemüht haben, auf eine Art, welche mit keinem Gesetze im Widerspruche steht, Ihrem kleinen Bedürfnisse abzuhelfen." — „ „O es ist nicht klein, denn das Glück meines Sohnes hängt davon ab!" " — „Wüßten jene Menschen, die Tausende für nichtigen Tand verwerfen," fuhr der Menschenfreund fort, „von welcher unbedeutenden Kleinigkeit oft das ganze Lebensglück eines Menschen und mehrerer Familien abhängt — sie würden bessern und edleren Gebrauch von dem Ihrigen machen. Seyen Sie ruhig, mein Lieber. Ich habe auf Sie gedacht, und hier ist schon bereit, was Sie bedürfen. Ich bin nicht reich, aber ich gebe mit Freuden an Menschen, die es verdienen, und so viel, als ich vermag. Nehmen Sie dieses von einem Manne, der Ihr Alter und Ihre Tugenden schätzt. Sie werden hiervon bestreiten, was die Aufnahme Ihres Sohnes in die Academie erfordert. Betrachten Sie es als ein Darlehen; und wollen Sie mir eine noch größere Freude machen, so betrachten Sie es als ein kleines Geschenk. Prägen Sie aber Ihrem Sohne wohl ein, daß er sich Ihrer Sorge werth mache und auf seiner Bahn Ausgezeichnetes zu leisten strebe; denn sonst würde sie ihm weder Glück noch Ehre bringen, und es

wäre dann besser, er hätte sie niemahls betreten. Leben Sie wohl."

Mit diesen Worten drückte der Edle dem biederen Alten, über dessen Wangen heiße Thränen herabrollten, herzlich die Hand, und eilte in ein anstoßendes Gemach, seinem Danke entfliehend. Gotthold aber verließ mit herzlichen Segnungen und frommen Wünschen diese Stätte des Trostes. Er hatte noch nicht den Nahmen seines Wohlthäters gehört, sondern nur die Würde, welche er bekleidete, gekannt. Darum fragte er Einen, auf den er beym Herausgehen stieß, und man nannte dem innigst Gerührten mit Ehrfurcht den Nahmen eines eben so ausgezeichneten Staatsdieners als edlen Menschen und Dichters — den Nahmen: Heinrich von Collin, den unsterblichen Sänger des Regulus.

Der Spiegel des Lebens.

„Dein Mittel, o Vater, hat geholfen; man verlacht mich nun nicht mehr um der Verzerrungen meines Gesichtes willen, die ich mir trotz deinen Ermahnungen angewöhnt hatte. Der Spiegel, den Du mir gabst, wies mir stets das Lächerliche dieser bösen Gewohnheit, und die Erinnerung an ihn lieh mir Aufmerksamkeit auf mich selbst. So ward ich denn Herr meiner Muskeln und freue mich innig darüber!"

„„Mit wahrem Vergnügen habe ich dieses längst bemerkt, Reinhold,"" entgegnete freundlich und milde der Vater. „„Der Mensch hat aber nicht nur äußere Angewöhnungen des Körpers, die ihn unangenehm und lächerlich, sondern oft auch innere des Geistes, die ihn verächtlich und unglücklich machen.""

„Ach, wie Schade, daß man auch diese nicht in einem Spiegel betrachten kann!"

„„Es gibt einen, Reinhold: das Leben und Wirken böser und guter Menschen. In dieses blicke fortan mit forschendem Geiste; meide ihre Fehler, strebe ihren Tugenden nach!""

Der
Calife und sein Sohn.

Eine dramatisirte Erzählung

in

zwey Abtheilungen.

Personen.

Motassem, der Calife.
Ватheck, sein Sohn.
Almansor, der Erzieher desselben.
Der Wessir.
Nasser, dessen Freund.
Osmin, Sohn des Wessir's.
Mehmed, Freund Almansor's.

Die Scene ist im Pallaste des Califen.

Anmerkung. Dieses Schauspiel, welches nach dem Jugendtheater der Gräfin Genlis frey bearbeitet wurde und dort den Nahmen: „Batheck," hat, ist aus der Geschichte Arabiens entlehnt. Motassem war der achte Calife dieses Landes und ein sehr großer Fürst. Wenn Gemählde aus dem Reiche der Phantasie über empfindsame und veredelte Herzen so viele Gewalt ausüben, um wie viel größer muß erst die derjenigen seyn, welche aus dem wirklichen Leben gegriffen sind. Das seelenvolle Vergnügen, eine edle Handlung aus diesem zu beschreiben, übertrifft den eitlen Reitz weit, eine solche erdacht und bloß in seinem Kopfe erfunden zu haben.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Das Theater stellt einen großen Saal des Califen vor.

Der Wessir und Nasser.

Nasser.

Freund! eine Sache von Wichtigkeit ist's, die ich dir mitzutheilen habe. Dem Himmel sey's gedankt, wir haben nun eine Gelegenheit, unsern gemeinschaftlichen Feind für immer zu verderben, diesen rohen und finsteren Mann, der deinem und meinem Credit beym Califen stets feindlich gegenüber steht.

Wessir.

Wie, Almansor'n, den Erzieher des Prinzen?

Nasser.

Ja, eben diesen.

Wessir.

O so sprich!

Nasser.

Ich habe den Verfasser jenes gegen dich und den Califen gerichteten Libells entdeckt, — es ist das Werk eines Freundes Almansor's, des dir

bekannten Boulaski. Die Beweise hab' ich in den Händen.

Wessir.

Diese Entdeckung kann uns nützlich werden, um so mehr, da Almansor erst seit Kurzem für Boulaski eine Stelle gesucht und auch erhalten hat.

Nasser.

Zeige diese Verse dem Califen, o Freund! Leite ihn dahin, daß er aus dem Antheile, den Almansor an Boulaski nimmt, ersehen möge, daß dieses Libell —

Wessir.

Der Calife ist gerecht und weise. Er schätzt Almansor'n, und, ich muß es frey gestehen, ich kann's ihm, wenn ich mit mir zu Rathe gehe, nicht einmahl übel nehmen, so gerne ich's wollte. Seit zehn Jahren, als Almansor des Prinzen Erziehung leitet, scheint er keinen andern Ehrgeitz zu haben, als den, seine Pflicht zu erfüllen; er gibt täglich Beweise der edelsten Uneigennützigkeit, haßt jede Intrigue und jeden Schatten von Schmeicheley; und, wenn ich nicht fürchtete, daß diesem allen ein wohlberechneter Plan zu Grunde liege, — ich käme selbst in Versuchung, ihn für ein Muster der Weltklugheit, der Weisheit und Tugend zu halten.

Nasser.

Glaube mir, Freund, solche Muster findet man an keinem Hofe, wie der uns'rige ist. Ich

bin's überzeugt, daß diese scheinbare Mäßigung Almansor's einen unbegränzten Ehrgeitz verbirgt. Und hat er seinen Zweck noch nicht erreicht? Er verlangt nichts, aber die Gunstbezeigungen unseres Herrn kommen über ihn, ohne daß er sie sucht. Er wünscht nichts, und erhält in Einem Monathe mehr, als wir für uns und unsere Freunde in Jahren.

Wessir.

Ich pflichte deiner Meynung bey. Aber eben darum seh' ich in Almansor'n einen um so gefährlicheren Feind, weil er es wohl versteht, seine Wünsche und Pläne zu verbergen. Um dein Vertrauen zu erwiedern, so vernimm, daß ich in ein Geheimniß, das ihn, wie ich es hoffe, vor des Califen Augen entlarven soll, eingedrungen bin.

Nasser.

O welch ein Glück!

Wessir.

Der Prinz hat eine Neigung für die schöne Zulika.

Nasser.

Für Almansor's Tochter?

Wessir.

Ich bin es gewiß. Mein Sohn hat dieses Geständniß dem Prinzen entlockt.

Nasser.

Von Osmin selbst hast du diese Nachricht?

Wessir.

Seit gestern.

Nasser.

Glück auf! Es ist kein Zweifel, daß Almansor diese Leidenschaft billigt und darauf die ehrsüchtigsten Pläne bauet.

Wessir.

Dafür spricht Alles. Auch die Prinzessin-Mutter scheint darum zu wissen. Vielleicht denkt sie gar, irregeführt von unzeitigem Wohlwollen für den Weisen des Hofes, den Califen zu bewegen, dem Wunsche seines Sohnes zu willfahren. Aber sie hat sich getäuscht. Er gibt es nie zu.

Nasser.

Welch ein Zorn wird den Califen befallen, wenn er diese Nachricht erhält. Eröffne ihm, Freund, die Augen. Es ist deine heiligste Pflicht.

Wessir.

Ich will sie auch erfüllen; auch glaub' ich nicht, daß Almansor jener Schlinge entkommen werde, die ich ihm legen will. Ich bath heute Morgens den Califen, von ihm für meinen Osmin seine Tochter zu begehren. Weiset er nun dieses Gesuch zurück — und dieß bezweifle ich gar nicht, — so ist er verloren.

Nasser.

Ich muß dich umarmen, mein Freund! Soll ich dich mehr lieben oder mehr bewundern? Ja, er wird jene Hoheit verlieren, die er sich über

uns anmaßt. Durch fünf Jahre hatte der Heuchler seine Feinde gezwungen, ihn entweder zu loben oder zu schweigen; doch, Dank deiner Vorsicht! wir werden gerächt.

Wessir.

So hoffe ich es. Aber wir bedürfen Vorsicht und Klugheit. Gezwungen, dem Strome, und vor allen den Forderungen des Califen nachzugeben, stellte ich mich seit einiger Zeit als den Freund Almansor's; wir müssen diesen Schein noch fort behaupten. Doch stille — ich höre Geräusch. Gewiß kehrt der Prinz von der Jagd zurück. Eilen wir ihm entgegen.

Nasser.

Hier kommt er.

Zweyter Auftritt.

Vathek, Almansor, Osmin und die Vorigen.

Vathek.

Ich wähnte, hier meinen Vater zu finden.

Wessir.

Prinz! er wünscht, daß es Ihnen gefalle, Ihn hier zu erwarten.

Osmin (zum Wessir).

O mein Vater! welch eine schöne That hatte der Prinz heute auf der Jagd ausgeübt!

Wessir.

Gewiß eine wohlthätige Handlung?

Osmin.

Welch ein herrlicher Zug! Wenn es der Prinz erlaubt, so wird Almansor denselben Euch mittheilen.

Almansor.

Recht gerne. Ungeachtet meines Ersuchens, eilte der Prinz auf seinem Renner voraus und ließ uns weit hinter sich.

Wessir.

Er hat so viele Lebhaftigkeit!

Nasser.

Und diese steht ihm so wohl!

Osmin.

Und wie herrlich er reitet!

Almansor.

Der Prinz traf einen alten Mann, dessen Karren umgestürzt lag. Umsonst gab sich jener alle Mühe, ihn wieder aufzurichten.

Batheck.

Vergessen sie nicht zu sagen, daß dieser gute Greis die ehrwürdigste Miene von der Welt hatte. Seine Augen schwammen in Thränen — noch glaube ich ihn vor mir zu sehen.

Almansor.

Das Uebrige können Sie errathen. Der Prinz steigt vom Pferde, reicht dem unglücklichen Alten seine hülfreiche Hand, gibt ihm seine Börse, der

Greis aber ist außer sich vor Freude und Dankbarkeit, er küßt ihm die Hände, segnet ihn; Freudenthränen ersticken seine Worte. Wir kommen zu dieser rührenden Scene, und wie der Alte vernimmt, daß sein Wohlthäter der Sohn seines Landesherrn sey, ist sein erstes Gefühl ein leiser Schreck, welchen aber bald die höchste Freude verdrängt. „Guter Gott!" ruft er aus, „erhalte uns Ihn, und laß' Ihn immer dieß herrliche Herz, das sich des Leidenden gern' erbarmt und dort Hülfe spendet, wo man ihrer bedarf."

Wessir.

Ich habe noch nichts Rührenderes gehört. Prinz, dieß sind die Früchte der Lehren des weisen Almansor's.

Almansor.

Was der Prinz in diesem Falle gethan hat, ist so einfach und so natürlich, daß er nicht mehr that, als was seine Pflicht war.

Wessir.

Was mich betrifft, so glaube ich, daß diese Handlung nie genug gerühmt werden könne.

Vatheck.

Nein, Wessir, ich fühle es wohl, daß ich nur eine unerläßliche Pflicht ausgeübt; hätte ich sie unterlassen, so würde nicht nur Almansor, sondern mein eigenes Gewissen, dieses Benehmen getadelt haben.

Almansor.

Ja, mein Fürst. Doch in Ihrem Alter, wo Grundsätze und Tugenden noch nicht auf der Stufe der Vollkommenheit und Festigkeit stehen können, liegt allerdings selbst darin ein Verdienst, dasjenige willig gethan zu haben, was Ihre Pflicht war. Und was jenes noch mehr erhöht, dieses, mein Fürst, ist Ihre Liebe zur Jagd, die Sie, ohne sich im Geringsten zu besinnen, hintangesetzt haben, um einem Bedrängten Hülfe zu leisten.

Wessir.

Dieß ist eine Lehre, die im gleichen Maße Denjenigen ehrt, der sie erhält, wie Jenen, der sie ertheilt. Ich will nun sehen, ob der Calife, unser Herr, von der Rückkehr des Prinzen Nachricht erhielt. Komm', Osmin, und auch du, Nasser.

Nasser.

Wir folgen.

(Der Wessir, Nasser und Osmin ab.)

Dritter Auftritt.

Almansor und Batheck.

Almansor (nach einiger Zeit).

Fürst, Sie sind nachdenkend?

Batheck.

Sie haben Recht. Ich machte eben traurige Bemerkungen.

Almansor.

Worüber?

Vatheck.

Ueber die Schmeicheley. Ich hasse sie, und doch führt sie mich so oft irre. Ohne Sie, mein Freund, wozu hätte sie mich schon verleitet!

Almansor.

Bleiben Sie dieser Abneigung treu. Mit ihr dürfen Sie nie etwas fürchten; man wird so nie im Stande seyn, Sie irre zu leiten.

Vatheck.

Wenn sie aber den Ton der Freundschaft annimmt, dann ist sie so lockend und so gefährlich!

Almansor.

Ein sicheres Mittel, ihren Schlingen zu entkommen, ist dieses, sich selbst kennen zu lernen, über seine Mängel nachzudenken, sich zu jeder Zeit selbst streng zu bewachen. Empfängt man dann Lobeserhebungen, welche über die Meynung, die man von sich selbst hegt, hinaus sind, so kann man gewiß seyn, daß Schmeicheley es war, welche sie uns hören ließ. Eine ganz andere Art, dieselbe verstummen zu machen, ist diese, dagegen unempfindlich zu seyn, und den, der sie vorbringt, mit Kälte anzuhören. Glücklich ist der Fürst, welcher Kraft genug hat, sie zum Schweigen zu bringen. Ihr Vater, Prinz, möge Ihnen auch hierin zur Nachahmung dienen. Niemand wagt es, ihn in's Angesicht zu loben,

und der gewandteste Höfling wird nicht die Kühnheit haben, ihm geradezu eine Schmeicheley zu sagen.

Batheck.

Dieß bemerke ich oft. Die Höflinge brauchen hierzu Schleichwege. Gestern erst bemerkte ich Einen, Nasser war es, der, vier Schritte von meinem Vater entfernt, in sein Lob ausbrach. Mein Vater wandte sich um, und Nasser schien betroffen und verlegen zu seyn; dieß war aber Verstellung, denn er sprach nur, um von ihm gehört zu werden. — So versteht auch schon Osmin, obgleich er erst achtzehn Jahre alt ist, mit seltner Kunst zu schmeicheln. Er scheint mich zu lieben, und bald hätte ich geglaubt, daß es ihm Ernst darum sey. Aber nun merke ich das Gegentheil wohl, denn er will mich täuschen. Soll ein Fürst auf das Glück verzichten, wahre Freunde zu haben!

Almansor.

Sobald er die Schmeicheley hassen, die Wahrheit lieben, sobald er's verstehen wird, nicht die Cabale und Heucheley, jedoch Talent und Verdienst zu belohnen, — dann wird er wahre und aufrichtige Freunde finden.

Batheck.

Aber, Almansor, Sie wissen, wie sehr ich den Sohn Mehmed's, Nádir, liebe. Ich hatte ihn vor Allen, die sich mir nahten, ausgezeichnet;

er ist Ihnen werth, er ward mit mir auferzogen, durch Sie geleitet; er besitzt mein ganzes Vertrauen wie meine Achtung — und doch, ich bin es gewiß, hatte er für mich keine innige Freundschaft; ich bemerkte bald, daß er in unsern Unterredungen den Reitz, welchen ich darin gefunden hatte, nicht fand; ich sah ihn häufig tiefsinnig und zerstreut.

Almansor.

Vielleicht hatte er Ursache hierzu.

Watheck.

Aber warum machte er mir ein Geheimniß daraus?

Almansor.

Hiervon sind Sie vielleicht selbst Schuld, mein Fürst. Im allgemeinen sehen die Fürsten in denen, welche sie mit ihrer Zuneigung beehren, nichts als ihre Vertrauten; sie denken, daß es außer ihren Geheimnissen keines von Interesse in der Welt geben könne. Diejenigen, die nun uns zu Herzen gehen, scheinen ihnen viel zu geringfügig, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Das Vergnügen, von sich zu reden, beschäftigt sie allein. Sie gestehen es zu, daß man ihnen unsere kleinen Interessen mittheile, aber diese Mittheilung langweilt sie, zum mindesten verlangen sie nicht darnach. Sie können auf diese Art keine vollkommene Zuneigung einflößen, und sind dann auch nur halb geliebt. Denn ohne unbeschränktes und gegen=

seitiges Vertrauen gibt es keine wahre und innige Freundschaft.

Vathek.

Lieber Almansor, dieß mag wohl auch mein Fehler mit Nadir nicht gewesen seyn. So oft ich ihn zerstreut und in sich gekehrt sah, fragte ich ihn freundlich, ob ihm wohl etwas fehle, forschte ihn aus, ob ich ihm in Etwas nützlich seyn könnte; und hörte nicht eher auf, bis er mich versicherte, daß er von mir gar nichts verlange und wünsche.

Almansor.

Wie, mein Fürst! bedarf es erst des Gesuches um eine Gnade, wenn sich Freunde mittheilen sollen? Sollten Sie nicht wissen, daß das Herz allein jenen erhebenden Trost, dessen die Freundschaft nur fähig ist, zu spenden vermag; daß das heilsamste Mittel gegen den Schmerz dieses ist, ihn in dem Busen eines liebenden Freundes ausschütten zu können.

Vathek.

Freund, Sie sprechen wahr. Zu meiner Beschämung fühle ich es, daß ich einer solchen Lehre bedurfte. O warum ist Nadir seit sechs Monden von uns entfernt! Besser über die Pflichten eines Freundes belehrt, hege ich die Hoffnung, seine Gegenliebe ganz zu erringen. Mehr, denn je, wünsche ich seine Rückkehr. Wann wird sie erfolgen?

Almansor.

Noch vermag ich es nicht zu bestimmen. Sind Sie aber gewiß, daß Sie ihn immer lieben werden?

Batheck.

Ich bin es. Nach Ihnen, mein würdigster Freund, wird er mir stets der Theuerste seyn.

Almansor.

Ich wünsche es, denn ich halte ihn dessen werth.

Batheck.

Sollte ich meine Gesinnungen gegen einen Freund, den Sie mir gewählt haben, je ändern können?

Almansor.

Lieben Sie ihn, Fürst, so lange, als ihm Ihr Ruhm und Ihr Glück am Herzen liegen wird, so lange, als er aufrichtig und ohne Eigennutz Ihnen ergeben bleibt. — Nun aber, Prinz, da wir allein sind, will ich Ihnen noch eine Bemerkung machen. Ich habe gefunden, daß Osmin sich häufig erkühnt, sich in Ihrer Gegenwart über Andere lustig zu machen.

Batheck.

Ich höre seine sarkastischen Einfälle wohl manchmahl an; aber ich nehme daran keinen Theil.

Almansor.

Damit haben Sie nicht genug gethan. Sie sollen sie nicht dulden. Sobald Diejenigen, welche das Ziel des Witzes Osmins sind, bemerken, daß

Sie hieran Vergnügen finden, so müssen Sie glauben, daß Sie es billigen, wenn ein Höfling Ihnen durch ein so niedriges Mittel zu gefallen sucht. Die Witzeley ist immer tadelnswerth; bey einem Fürsten wird sie zur Grausamkeit. Bedenken Sie, Herr, daß Sie das Herz Desjenigen durchbohren, den Sie zum Stichblatte Ihrer Spötterey wählen. Ist er im Stande, Sie mit gleichen Waffen anzugreifen? Und hätte er die Kühnheit, würden Sie es dulden? Einer solchen Ungerechtigkeit geben Sie den Nahmen: Scherz oder Frohsinn! Mein Fürst, der Regent, welcher die Rechte seines Ranges mißbraucht, wirft sich weg und verliert von seiner Würde; verliert die Liebe seines Volkes, dieses einzige wünschenswerthe Gut.

Vatheck.

Ja, ich fühl' es, das höchste Glück eines Fürsten ist, geliebt zu seyn!

Almansor.

Urtheilen Sie nun selbst, ob Sie auf Osmin's Zuneigung zählen dürfen, da er Sie, um einer kurzen Belustigung willen, in Gefahr setzt, die Liebe Ihres Volks zu verlieren.

Vatheck (seufzend).

Mich belustigen! Ach, das würde schwer halten. Seit langer Zeit — und seit drey Monden besonders —

Almansor.

Nun, mein Fürst?

Vatheck.

Nichts vergnügt, nichts zerstreut mich mehr.

Almansor.

Und — aus welchem Grunde?

Vatheck.

O Sie wissen es; ich bin es fest überzeugt!

Almansor.

Fürst! Ich wünschte dieß mehr durch Ihr Vertrauen, als durch meine Beobachtung erfahren zu haben.

Vatheck.

Sie mußten es erfahren. Und wenn Sie mir versprechen, daß Sie mir nicht zürnen werden — — Sie antworten nicht?

Almansor.

Prinz! ich habe Ihnen nichts zu sagen.

Vatheck.

Nun wohl, so sprechen wir nicht mehr davon.

Almansor.

Wollen Sie guten Rath hören, ich will ihn geben. — Wenn Sie aber eine strafwürdige Nachsicht von mir erwarten — Fürst, Sie werden in diesem Falle besser thun, zu schweigen.

Vatheck.

Warum diesen ernsten Ton? Ist es ein Verbrechen, ein Herz zu haben?

Almansor.

Es ist allerdings eines, seine Vernunft zu opfern; das zu vergessen, was Stand und Ge-

burt, Rang und Würde zur Pflicht machen. Es ist unwerth des Mannes, unwerth eines Fürsten vor allen, sich von seinen Leidenschaften gängeln zu lassen. — Es öffnet sich die Pforte. Ihr Vater kommt.

Watheck.

Almansor, mein Freund Almansor! wie tief betrüben Sie mich.

Almansor.

Fürst, Ihr Vater nahet sich Ihnen.

Vierter Auftritt.

Der Calife, Watheck und Almansor.

Calife (zu seinem Gefolge).

Man lasse uns. — Almansor, ich habe mit Euch zu verhandeln. Mein Vorschlag soll Euch nicht unangenehm seyn.

Almansor.

Eure Hoheit!

Calife.

Ich denke, daß Eure Versöhnung mit dem Wessire aufrichtig sey.

Almansor.

Gnädigster Fürst! was mich betrifft —

Calife.

Heute früh erhielt ich einen Beweis, daß auch er es so meyne. Der Wessir begehrt Eure Tochter für seinen Sohn.

Vatheck (bey Seite).

O Himmel!

Almansor.

Herr! Zulika ist nicht reich genug für Osmin. Das Vermögen des Wessir's berechtigt seinen Sohn zu höheren Ansprüchen.

Calife.

Ist Zulika nicht die Tochter meines Freundes? Ich werde ihre Mitgift dem Vermögen desjenigen Gatten, den ich für sie wähle, gleich zu stellen wissen.

Almansor.

Eure Hoheit! das meine genügt den Wünschen, welche ich hege. Sie ist tugendhaft, und ich bin glücklich.

Calife.

Nun wohl. Der Wessir verlangt Eure Tochter. Er thut noch mehr. Er bittet Euch, die Mitgift, welche Ihr derselben bestimmt hattet, zu behalten; nichts wünscht er, als ein Band, das Euch immer an einander knüpfe.

Almansor.

Gnädigster Herr! ich kann ihm meine Tochter nicht geben.

Vatheck (bey Seite).

Ich lebe wieder auf!

Calife.

Ich hatte Euch immer gesagt, daß ich weder Eure, noch ihre eigene Wahl mit einem Zwange be-

lästigen werde, solltet Ihr auch diese ganz ohne meine Beystimmung treffen. Ich habe daher nichts entgegen. Allein ich muß gestehen, diese Weigerung befrembet mich.

Batheck.

Vater, es kann seyn, daß Osmin's Person meinem Almansor nicht angenehm ist. Osmin hat Fehler, die ihm mißfallen können, er schmeichelt, verstellt sich —

Almansor.

Osmin zählt erst achtzehn Jahre; er kann sich zu seinem Vortheile ändern. Ich habe nichts gegen ihn.

Batheck.

Aber, Almansor, Sie wissen vielleicht, daß Zulika für ihn keine Zuneigung fühlt.

Almansor.

Meine Tochter wird nie einen andern Willen, als den ihres Vaters haben. (Zum Califen.) Eure Hoheit hatten die Gnade, mir in Hinsicht der Verehelichung meiner Tochter völlige Freyheit zu lassen, — es ist dieß die einzige Begünstigung, um die ich Sie anflehe.

Calife.

Nun ja, mein Almansor. Denken wir nicht mehr daran. — Ich wußte nicht, mein Sohn, daß du gegen Osmin Abneigung fühlest?

Batheck.

Ich, Vater? Ich hasse ihn nicht, aber ich kenne ihn, und —

Calife.

Lassen wir das. Man sagte mir, daß du um Etwas zu bitten wünschest.

Batheck.

Ja, Herr, für Omar und Hadi.

Calife.

Kennst du sie wohl? bist du ihnen gut?

Batheck.

Sie begleiten mich immer auf die Jagd; und seit drey Monden liegen sie mir unaufhörlich in den Ohren, bey Dir zu ihren Gunsten zu sprechen. Um mich ihrer Zudringlichkeit zu entledigen —

Almansor.

Wie, mein Fürst! Sie bewilligen der Unbescheidenheit und Kühnheit, was Sie vielleicht dem bescheidenen und zurückgezogenen Verdienste abschlagen würden?

Calife.

Und deßhalb, weil Omar und Hadi dir ungelegen sind, soll ich sie belohnen? — Mein Sohn! bevor du mich um Etwas bittest, bedenke ein andermahl zwey Dinge: Erstlich, ob die Gunst, welche du verlangst, nicht zur Unbilligkeit gegen Andere ausarten kann; und dann: ob Der, für den du sie ansuchst, derselben auch würdig ist. — Es kommt Jemand; gewiß der Wessir. Almansor, ich will ihm Antwort auf sein Gesuch mittheilen.

Vatheck (im Abgehen, bey Seite).

O Zulika! für welch einen glücklichen Sterblichen bist Du bestimmt. (Beyde ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Calife (allein).

Was soll diese Weigerung Almansor's, und das Interesse, welches mein Sohn daran nimmt! — Beyde errötheten, und Vatheck war beynah ausser sich. Wohl hundert Verdachtsgründe dringen sich mir gegen meinen Willen auf. — Wie, ich könnte Almansor'n im Verdacht haben? An diesem Manne darf ich nicht irre werden. Fünfzehn Jahre dient er mir mit seltener Ergebenheit und Treue. Ist es nicht besser, eher leichtgläubig, als undankbar zu scheinen.

Sechster Auftritt.

Der Calife und der Wessir.

Wessir (bey Seite).

Er scheint nachdenkend, unruhig. — Almansor hat meinen Antrag zurückgewiesen.

Calife.

Kommt näher, Wessir, kommt. —

Wessir.

Gnädigster Herr! mich treibt des Vaters ängstliche Sorge für das Wohl des einzigen Sohnes. Darf ich es wagen, erhabener Fürst, um die Entscheidung Almansor's —

Calife.

Er ist Euch sehr verbunden, er würdigt Euren Antrag; aber, er hat ohne Zweifel andere Pläne — er kann Euch seine Tochter nicht zusagen.

Wessir.

Was höre ich! — mein Erstaunen ist ohne Grenzen. Für wen hebt er also seine Tochter auf? — Sollte er! —

Calife.

Was! was wolltet Ihr sagen?

Wessir.

Verzeihen Sie, gnädigster Fürst! Erlauben Sie, daß ich schweige, denn wider Willen entschlüpfte dieß Wort. — Ich sehe, Almansor ist noch immer mein Feind; jedoch ich bin der seinige nicht. Unsere Versöhnung war Ihr Wunsch, gnädigster Fürst — bewiesen habe ich es, wie gern ich mich demselben gefügt.

Calife.

Läugnet es nicht, Ihr wollte mich mit Eurem Ausruf Etwas hören lassen?

Wessir.

Sie hören lassen, gnädigster Herr! O mein Fürst, beschuldigen Sie mich nicht solch einer ver=

dammungswürdigen Hinterlist. Ich schmeichle mir, daß meine Offenheit besser bekannt sey. So lange ich Almansor'n haßte, verbarg ich meine Gefühle nicht. Erinnern Sie sich, erhabener Fürst, daß ich mich gegen Sie über das Unrecht, das er mir zufügte, stets offen erklärt habe.

Calife.

So ist es. Aber seyd Ihr der Meynung, Wessir, daß es ein Beweis von Offenheit sey, seinen Feind zu beschuldigen und zu verschwärzen?

Wessir.

Fürst! nur der gewandte Höfling versteht es, sein Gefühl zu verbergen.

Calife.

Kehren wir zur Frage, die ich Euch gemacht habe, zurück. Was denkt Ihr von Almansor'n?

Wessir.

Er macht mich irre; und im ersten Augenblicke meines Erstaunens kam ein gewagter Gedanke — eine Unmöglichkeit, eine tolle Idee, welche Almansor's Feinde ihm aufzubürden die Kühnheit haben, unwillkührlich in mein Gedächtniß.

Calife.

Wie? — welch eine Idee? Erklärt Euch näher. — Doch, ich will nichts mehr davon wissen. Der Treue Almansor's bin ich gewiß.

Wessir.

Mit Freuden schweig' ich davon; von einer

so abgeschmackten Erfindung, die nichts mehr, als tiefe Verachtung verdient. Ich war von jeher der Meynung, daß Ehrsucht, die in einem solchen Falle an Unsinn und Tollheit gränzen würde, in Almansor's Charakter nicht liege. Er hat zu viel Geist und Erfahrung, um die Gnade seines Fürsten chimärischen Plänen zu opfern. — Erlauben Sie, gnädigster Herr, daß ich von etwas Anderem spreche. Man hat seit einigen Tagen unter dem Publicum ein schändliches Pasquill, das gegen Ihre geheiligte Person gerichtet ist, in Umlauf gebracht. Auch ich bin darin unwürdig angegriffen — doch ist's nicht dieses, was mich erzürnt.

Calife.

Ich bin darin angegriffen, sagt Ihr?

Wessir.

Gnädigster Fürst, mit der schrecklichsten Kühnheit.

Calife.

Besitzt Ihr dasselbe?

Wessir.

Hier ist es, hoher Herr, hier!

Calife.

Ich will es lesen. Selbst die leidenschaftlichsten Ergießungen des Hasses können oft nützliche Rathschläge geben. (Er liest es im Stillen.)

Wessir.

Ich weiß den Nahmen des Schändlichen, der diese Verse geschmiedet: Derjenige, welcher ihm

Abschriften machte, ließ sich, sey's durch Gewissensbisse oder durch die Hoffnung, eine Belohnung zu erhalten, bereit finden, das Original in meine Hände zu liefern. Es ist von der Hand des Verfassers.

Calife (nachdem er gelesen hat).

Wir sind in der That beyde hart mitgenommen. Ich bin eben so sehr beleidigt, wie Ihr. Deßhalb wünsche ich, daß auch Ihr gleichen Antheil an der Vergebung nehmt, die ich hiermit dem Beleidiger angedeihen lasse.

Wessir.

Herr!

Calife.

Weil Ihr mir den Nahmen des Verfassers eines so schändlichen Libells nennen könnt — so thut es. Er soll es wissen, daß ich ihn kenne, und dieses sey unsere einzige Rache.

Wessir.

Aber, gnädigster Herr, kann eine solche ausserordentliche Güte nicht gefährlich werden? Ein gemeiner Mann darf gegen Verleumdungen empfindlich seyn, darf den Verleumder vor den Gerichten verfolgen; und ein Regent sollte —

Calife.

Der gemeine Mann verlangt von dem Gesetze die Bestrafung des Verleumders, nicht um sich zu rächen, sondern um sich zu rechtfertigen. Ein regierendes Haupt ist über diese Rechtferti-

gung erhaben; es muß daher eben so erhaben über die Verleumdung selbst seyn. Wenn Alle, die mich beleidigt haben, wüßten, wie gerne ich ihnen verzeihe — gewiß, sie würden freywillig zu mir kommen und ihre Vergehen bekennen.

Wessir.

Gnädigster Fürst! und dennoch werden Sie erstaunen, den Nahmen jenes schändlichen Verleumders zu erfahren.

Calife.

Wie heißt er?

Wessir.

Ein Mensch, dem Eure Hoheit vor wenigen Tagen eine so große Gnadenbezeigung erwiesen, den Sie aus dem Staube gehoben — mit Einem Worte, Boulaski!

Calife.

Boulaski!

Wessir.

Ja, mein Herr, dieser ist's. — Wie sehr beklag' ich Almansor'n. Seiner Freundschaft, die ihn enge an Boulaski knüpft, ungeachtet, wird er es schmerzlich bedauern, für diesen Unwürdigen bey Eurer Hoheit sich so dringend verwendet zu haben.

Calife.

Ihr irrt Euch. Almansor hatte sich nicht für Boulaskj verwendet.

Wessir.

Nicht, o Herr?

Calife.

Der Wessir, welcher Euer Vorgänger war, ist ein Feind Boulaski's gewesen. Er verschwärzte ihn bey mir, er betrog mich, ließ mich eine Ungerechtigkeit begehen — denn ich nahm dem Armen sein Amt, sein Vermögen, seinen Erwerb. Dieß ist ein Vergehen, welches sich ein Fürst nie verzeihen darf. Boulaski übergab seine Vertheidigung in die Hände Almansor's, von mir Ersatz hoffend, den ich ihm schuldig war. Almansor wollte ihn stets vor mir vertheidigen, ich aber wollt' ihn nicht hören. So verstrichen drey Jahre, und drey Jahre war dieser Mensch unschuldig dem Mangel und Elend ausgesetzt. — Die Wahrheit, welche immer, sey's früher oder später, sich offenbart, ward auch in dieser Angelegenheit zu Tage befördert. Ich rief Boulaski zurück und verlieh ihm Gnadenbezeigungen. Das Volk meynte, er verdanke diese alle der Verwendung Almansor's, indessen er sie bloß dem Rufe meines Gewissens verdankt.

Wessir (bey Seite).

Dieß hätte ich nicht erwartet!

Calife.

Und so hatte endlich Boulaski, unglücklich und unschuldig unterdrückt, sich dadurch zu rächen gesucht, daß er mich feindlich und hinterlistig an-

griff und verleumdete. — Er war rechtschaffen, ich habe ihn zum Verleumder gemacht; diese schlechte Handlung, womit er sich gebrandmarkt hatte, ist daher mehr eine Frucht meiner Ungerechtigkeit, als seines Herzens.

Wessir.

Eure Hoheit wollen ihm also seine Stelle lassen?

Calife.

Nein, der anonyme Pasquillant, der Verleumder seines rechtmäßigen Herrn, verdient nicht, eine zu behaupten; aber ich war gegen ihn ungerecht, ich bin ihm Ersatz schuldig. Er soll frey seyn, soll wissen, daß ich ihm verzeihe, soll wissen, daß ich es schmerzlich bereue, ihm mit nichts Anderem, als mit Geld, mein Unrecht vergelten zu können. Bringt mir heute Abends das Original dieser Schrift, und seht dann meinen weitern Befehlen entgegen.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Wessir (allein).

Almansor hatte also keinen Antheil an dem Glücke Boulaski's? wer hätte das denken sollen! — Aber er hat meinen Sohn zurückgewiesen; der Calife war ernst und betroffen — gewiß, der weise

Mann hebt seine Tochter dem Prinzen auf. Der tolle Ehrsüchtige! dieß ist der Zeitpunct, den Calisen aufzuklären. Ich will mit meinem Sohn und Nassern verabreden, wie dieß am besten geschehen könne, um jenen verhaßten Günstling eben so tief zu stürzen, als er sich mit seiner Heucheley über mich erhoben!

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Almansor und Mehmed.

Mehmed.

Ich wiederhohle es, man arbeitet an einer neuen Cabale gegen dich. Nasser drängt sich an mich, schmeichelt mir, spricht von nichts, als von der aufrichtigsten Gesinnung des Wessirs und seiner Freundschaft für dich. Dieß alles verbirgt eine dir gelegte Schlinge.

Almansor.

Nun, mein Freund, wenn es so ist, so erwarten wir mit Geduld, bis sie uns die Zeit offenbart; seyen wir ferne davon, zu dem Kummer, der Gegenstand derselben zu seyn, noch jenen hinzuzufügen, daß wir sie voraussehen wollen. — Ich weiß es wohl, daß ich Feinde habe, aber ich halte sie weder für so schlecht, noch für so gefährlich, als du mir sie schilderst.

Mehmed.

Wie, der Wessir ist kein schlechter Mensch?

— ein Mensch, der zu jeder schwarzen That fähig? —

Almansor.

Nein. Er ist mißtrauisch und eifersüchtig, aber nicht entschieden böse. Er hat auch seine guten Eigenschaften und erfüllt seine Pflichten mit Auszeichnung. Der Calife ist ihm Dank schuldig.

Mehmed.

O mein Almansor! ich warne dich als Freund, als dein Bruder. Verwirf nicht meinen Rath, spotte nicht meiner Sorge. Man spinnt an einer Intrigue!

Almansor.

Mein Gewissen ist ruhig; und in dem beseligenden Bewußtseyn, mich zu jeder Zeit rechtfertigen zu können, — sprich, welche Anklage oder Verleumdung soll ich befürchten?

Mehmed.

So beobachte wenigstens etwas mehr Vorsicht. Warum läßt du den tückischen Osmin mit dem Prinzen allein? Osmin ist der Sohn des Wessirs; du hast ihm deine Tochter abgeschlagen; er wird Alles anwenden, um den Prinzen gegen dich einzunehmen.

Almansor.

Das wird ihm nicht gelingen. — Ich kenne das Herz meines Vatheck's. Uebrigens bin ich deiner Meynung, daß er, von seinem Vater verleitet, bey dem Prinzen gegen mich zu arbeiten

sucht. Ich bemerkte, daß er ihn im Geheimen zu sprechen wünsche.

Mehmed.

Und Du läßt ihn allein?

Almansor.

So bleibt mir seine Gesinnung nicht verborgen; denn Batheck theilt mir sie gewiß mit.

Mehmed.

Freund, du rechnest auf deine Tugend mehr als du sollst. Diese Ruhe wird dich verderben.

Almansor.

Ein redlicher Mann darf sich gegen Cabalen nicht wieder durch eine Cabale vertheidigen. Und stürzt mich die Anzahl meiner Feinde, so bleibt mir der Trost eines ruhigen Gewissens, die Erinnerung an das Gute, welches ich auf meinem Standpuncte üben konnte. In diesem Gefolge ist keine Ungnade schrecklich und keine Verweisung allzu schmerzlich. Sieh den Prinzen —

Mehmed.

Osmin verfolgt ihn noch immer.

Almansor.

Nun so gönnen wir ihm diese Gelegenheit, sich zu erklären. Gehen wir ihnen aus dem Wege.

Zweyter Auftritt.

Vatheck, Almansor, Osmin, und Mehmed.

Vatheck.

Warum eilen Sie von hinnen, Almansor?

Almansor.

Ich habe bemerkt, daß sich Osmin seit heute Morgen bemühe, Sie ohne Zeugen zu sprechen. Ich will ihm diese Gelegenheit geben.

Vathek.

Wohin gehen Sie?

Almansor.

In den Park.

Vatheck.

Ich werde Sie dort aufsuchen, und Ihnen im Kurzen folgen.

(Almansor und Mehmed ab.)

Dritter Auftritt.

Vatheck und Osmin.

Osmin.

Gnädigster Herr! es ist meine Pflicht, Ihnen die Erklärung zu Füßen zu legen, daß mein Vater ohne mein Vorwissen Almansor's Tochter begehrt hatte. Als ich die abschlägige Antwort mitgetheilt erhielt, sah ich ein, daß Almansor

seine Tochter für Sie bewahre. Ich war außer mir vor Freude, und in diesem Entzücken verrieth ich Ihr Geheimniß meinem Vater. Fürst, er ist ganz auf Ihrer Seite. Er wird allen seinen Einfluß bey dem Califen anwenden, um Ihre Wünsche zu krönen. Seyen Sie deßhalb mit den besten Hoffnungen erfüllt. Aber, mein gnädigster Fürst, ich sehe Sie ungeachtet allen dem so niedergeschlagen?

Vatheck.

Der Grund hiervon ist dieser, daß Sie ohne meinen Willen mein Vertrauter geworden. Ich habe Sie heute eines schändlichen Verrathes fähig gehalten. Sie haben sich gerechtfertigt, und ich bin Ihnen für meinen voreiligen Verdacht Genugthuung schuldig. Mein Unrecht gibt Ihnen Ansprüche an meine Freundschaft. Jedoch, Osmin, Sie wissen um mein Geheimniß ohne meinen Willen, und ich fühle Unruhe darüber, Ihnen eine Mittheilung gemacht zu haben, welche ich meinem besten Freunde, Almansor'n, verborgen hielt. Ihm bin ich das innigste Vertrauen schuldig; er allein kann mir rathen, mich lieben.

Osmin.

Diese Zartheit ist Ihrer würdig, o Herr. Seyen Sie jedoch ruhig, und fest überzeugt, daß Almansor in Ihrem Herzen gelesen, was in demselben vorgeht.

Vatheck.

Diese Ueberzeugung theil' ich mit Ihnen. — Und glauben Sie, daß er meine Gefühle nicht mißbilligen werde?

Osmin.

Auf diese Frage antwortet Ihnen sein bisheriges Benehmen.

Vatheck.

Sie haben Recht. — Mit welcher Festigkeit wies er Ihres Vaters Werbung zurück! Ich erinnere mich sogar, daß er verlegen und erschüttert war. O Zulika! wäre es möglich! Ach, ich muß ihn sehen, den gütigen Freund, ihn um Rath fragen —

Osmin.

Hüthen Sie sich, dieses zu thun. Auf diesem Wege ist Zulika ewig für Sie verloren!

Vatheck.

Wie so?

Osmin.

Almansor kann nicht für Sie handeln. Er hat Ihnen deutlich genug bewiesen, daß er Ihre Neigung billige. Der Vater Zulikens billigt Ihre Wahl, aber der Erzieher Vatheck's muß sie verwerfen. Er weicht jedem Geständnisse aus, um Ihnen nicht entgegengesetzte Rathschläge geben zu müssen.

Vatheck.

Er hatte es in der That seit einiger Zeit

vermieden, von ihr zu sprechen. Nun, mein Osmin, rathen Sie mir, was soll ich thun, wie mich benehmen?

Osmin.

Fürst! Sie müssen Ihrem erhabenen Vater Ihre Neigung erklären.

Vatheck.

Meinem Vater! wird er je darein willigen?

Osmin.

Die Prinzessin, seine Mutter, liebt Almansor's Tochter — ich weiß es, sie billigt im Geheimen Ihre Wahl. Der Calife wird nur sie um Rath fragen; und mein Vater — — hoffen Sie das Beste, gnädigster Fürst!

Vatheck.

Der Wessir! Ist es denn gewiß, daß ich auf ihn rechnen darf!

Osmin.

Wenn Sie seinem Worte nicht vertrauen, so trauen Sie wenigstens seinem Eifer, Ihnen zu dienen, o Herr!

Vatheck.

Sie überreden mich. Doch einen so wichtigen Schritt kann ich ohne Almansor's Vorwissen nicht unternehmen —

Osmin.

Herr, er darf ihn nicht gut heissen.

Batheck.

Und wenn ich meines Vaters Zorn gegen ihn errege?

Osmin.

Wenn Sie in dieser Angelegenheit mit Ihrem Erzieher gemeinschaftlich handeln würden, so wäre es allerdings möglich, daß sich Seine Hoheit erzürnten; allein im andern Falle wird man in Ihrem Benehmen nichts, als kindliches Zutrauen und die Spuren einer ernsthaften Neigung finden.

Batheck.

Nun, ich bin entschlossen; ich will ihn sprechen.

Osmin.

Sie können dieß mit desto größerer Beruhigung thun, da Ihr erhabener Vater diese Neigung schon ahnet, und hierüber nicht betroffen zu seyn scheint.

Batheck.

Was sagen Sie?

Osmin.

Ich habe Sie auch nicht ganz zufällig hierher geleitet. Fürst, Ihr Vater wünscht Sie hier zu sprechen.

Batheck.

O Himmel! Osmin, wozu haben Sie mich verleitet! Lassen Sie mich mit Almansor'n berathen.

Osmin.

Fürst, wenn Sie lieber auf den Besitz seiner

Tochter verzichten. Ich bin weit entfernt, Sie davon abzuhalten.

Vatheck.

Verzichten! ich vermag es nicht, mein Vater möge denn kommen.

Osmin.

Der meinige wird ihn begleiten und Sie unterstützen.

Vatheck.

Gott, welch eine Unruh erfüllt mich!

Osmin.

Ich verabredete mit meinem Vater ein Zeichen, womit er mir andeuten wird, ob Sie es wagen sollen oder nicht.

Vatheck.

So bin ich Ihnen denn ganz überliefert! — Almansor! bey Gott, es scheint mir, als beginge ich an ihm einen Verrath!

Osmin.

Kommen Sie, Fürst, gehen Sie zu ihm.

Vatheck.

Nun ist hierzu nicht mehr Zeit.

Osmin.

Sie nahen sich.

Vatheck.

Himmel, mein Vater!

Osmin.

Fürst, wozu entschließen Sie sich?

Vatheck.

O Zulika! Osmin, ich will Ihren Rathschlägen Folge leisten.

Osmin.

Hier sind seine Hoheit.

Vatheck.

Beobachten Sie Ihren Vater wohl!

Osmin.

Seyen Sie außer Sorge, mein Fürst!

Vierter Auftritt.

Der Calife, der Wessir, Vatheck und Osmin.

Vatheck (bey Seite).

Ich zittere!

Calife (im Hintergrunde der Bühne; zum Wessir).

Ja, ich will an mich halten; dieß verspreche ich Euch.

Osmin (leise zu Vatheck).

Fürst, mein Vater gab mir das Zeichen, daß Sie getrost sprechen können. Fassen Sie Muth. (Geht ab.)

Vatheck (bey Seite).

Was soll ich sagen?

Calife (sich nähernd).

Osmin verließ dich, mein Sohn. Du hattest

dich über ihn beschwert. Ihr hattet Euch gegen einander wahrscheinlich erklärt.

Watheck.

Es ist wahr —

Calife.

Welcher ist denn der Grund deiner Unzufriedenheit?

Watheck.

Herr, er besteht nicht mehr. Ich erkenne mein Unrecht.

Calife.

Nun, welcher war es denn?

Wessir.

Sprechen Sie, Fürst, mit vollem Vertrauen zu dem Besten der Väter.

Watheck (wirft sich zu den Füßen seines Vaters).

O gütigster Vater! Ich flehe ihre Nachsicht, Ihre väterliche Liebe und Güte an. Es ist wahr, mein Vater, ich überließ mich einer Neigung, die Sie gewiß nicht billigen —

Calife.

Du liebst Almansor's Tochter?

Watheck.

Ja, Herr, ich bekenn' es —

Calife (kalt).

Erhebe dich.

Watheck.

Welch eine Strenge in seinem Blicke.

Wessir (bey Seite).

Das Los ist geworfen. Mein Plan hat geglückt!

Calife.

Du liebst Zulika, und seit wann?

Wessir.

Gewiß seit Ihrer Kindheit?

Batheck (bey Seite).

Ohne Zweifel räth mir der Wessir, so zu antworten. — Ach, ich bin außer mir!

Calife.

Antworte.

Batheck.

Ja, Herr, seit meiner Kindheit.

Wessir (zum Califen).

Zulika, gnädigster Fürst, rechtfertigt wenigstens durch ihre Reitze und ihre Talente die Leidenschaft des Prinzen. Man sagt, daß Almansor selbst ihren Geist ausgebildet; hierdurch gewann der Prinz häufig die Gelegenheit, sie zu sehen. Er fand sich in ihr selbst wieder, und so konnte ihn die Schönheit nicht allein gewinnen, sondern dieser Sieg war ihren Tugenden aufbehalten.

Calife (zu Batheck).

Suche Almansor'n. Führ' ihn hierher. In seiner Gegenwart will ich mich darüber erklären. Ich verbiethe es dir aber, ihm hiervon einen Wink zu geben.

Vatheck.

Ich gehorche, mein Vater! Kann ich Vergebung hoffen?

Calife.

Ich zürne dir nicht, Vatheck.

Vatheck.

Gott! darf ich es sagen! Diese Ihre Kälte macht mich mehr beben, als die bittersten Vorwürfe.

Calife.

Geh' und thu', was ich befohlen.

Vatheck (bey Seite).

Ich bin verloren. O mein lieber Almansor, was habe ich gethan! (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Calife und der Wessir.

Wessir.

Gnädigster Herr!

Calife.

Ich bin außer mir.

Wessir.

So habe ich mich denn nicht betrogen! Ob ich gleich Almansor'n sehr schätze, so habe ich doch aus der Art, mit welcher der Prinz in seiner Aufwallung meinen Sohn behandelt hatte, gleich ersehen, daß diese unglückselige Neigung hiervon

die Ursache und daß selbe das absichtliche Werk Almansor's sey. Sie haben es gehört, Hoheit. Seit seiner Kindheit liebt der Prinz Zuliken. Almansor ist zu scharfsichtig, um in einem jugendlichen Herzen, das seiner Leitung anvertraut ist, nicht bey Zeiten das Erwachen einer solchen Neigung zu entdecken; und dennoch unterließ er's, sie zu ersticken, schien im Gegentheil alles gethan zu haben, um sie zur Raserey zu steigern. Er verwirft für sie den Antrag einer vortheilhaften Verbindung; gibt seinem Herrn und König nicht einmahl einen Grund dieser Weigerung an; der Prinz selbst wagt es, seine Leidenschaft zu gestehen, — ist es wohl noch möglich, an den verrätherischen Plänen Almansor's zu zweifeln.

Calife.

Erspart Euch die Mühe, Wessir, mir alle diese Umstände in's Gedächtniß zurückzurufen; sie kommen mir von selbst. Ich will Almansor'n hören, und bin nicht gesinnt, ihn zu verurtheilen, ohne ihn gehört zu haben.

Wessir.

Hoheit, was soll er zu seiner Rechtfertigung sagen können?

Calife.

Wie sehr auch der Schein gegen ihn seyn mag, ich muß ihn hören, bevor ich ihn verdamme. Ich habe Boulaski kommen lassen, ich habe ihm seine Handschrift vorgelegt — denn sie hätte auch nach-

gezähmt seyn können; er hatte seine Schuld bekannt, ich habe ihm verzieh'n. Und Almansor'n, der mir durch mehr als zehn Jahre treu und ergeben gewesen, meinen Freund sollte ich ungehört verdammen?

Wessir.

Ich fürchte, gnädigster Fürst, daß mein Eifer, Eurer Hoheit zu dienen, mich in's Verderben stürzt. Ich hielt diese Entdeckung nützlich für den Staat, nützlich für Sie; ich befragte hier mehr meine Pflicht und mein Herz, als den Verstand und die Gefahr. Almansor wird läugnen —

Calife.

Meynt Ihr, es sey so leicht, mich zu hintergehen? Wenn seine Vertheidigung in nichts anderem, als im Läugnen besteht, so ist er schuldig; denn ich bin es überzeugt, daß er darum gewußt hat.

Wessir.

Und was für einen anderen Grund könnte er angeben?

Calife.

Das weiß ich nicht. Aber, mit Einem Worte, ich will ihn hören. Er kommt.

Wessir.

Eure Hoheit — darf ich mich entfernen?

Calife.

Nein, Ihr bleibt. Himmel! Bin ich eines

Freundes werth, so füg' es, daß er sich rechtfertigen könne!

Wessir (bey Seite).

Diese Erklärung beunruhiget mich.

Sechster Auftritt.

Der Calife, der Wessir, Almansor und Batheck.

Batheck (bey Seite).

Mich erdrückt die Angst.

Calife.

Nähert Euch, Almansor. Hat mein Sohn mit Euch gesprochen?

Almansor.

Nein, hoher Herr. Aber ich sehe ihn in großer Bewegung, und nähre die Hoffnung, von Eurer Hoheit hierüber Aufschluß zu erhalten.

Calife.

Almansor! — Ist es wahr, daß Ihr ganz ohne Unruhe seyd?

Almansor.

Herr! auch Sie sind bewegt. Der Prinz zittert, ich sehe ihn in Thränen; ich errathe leicht, daß man sich Mühe gab, mich zu verschwärzen, und ich errathe vielleicht den Grund. — Aber, gnädigster Fürst, bevor ich mich rechtfertige, erinnere ich Sie, daß Almansor seit zehn Jahren mit

dem Titel Ihres treuesten Dieners beehrt ist. Hat Ihre große Seele, Fürst, mich nicht schon im Geheimen vertheidigt? — Nein, Herr, ich bin nicht beunruhigt; und ich könnte nur dann trostlos seyn, wenn Eure Hoheit je vermöchte, an meiner Anhänglichkeit und Treue zu zweifeln.

Calife.

Nein, mein lieber Almansor, ich zweifle daran nicht mehr. Ich erkläre es Euch offen, daß ich, irregeführt durch einen Zusammenfluß von Verdachtsgründen, heute schon mehrere Mahle in Versuchung kam, gegen Euch zu entscheiden. Aber meine Freundschaft trug immer den Preis über das Mißtrauen davon. Und jetzt, lebhaft überzeugt von Eurer Unschuld, wünsche ich nur aus dem Grunde eine nähere Erklärung, Euch vor meinen Augen siegen zu sehen.

Wessir (bey Seite).

Kaum erhalte ich mich vor Furcht auf den Beinen.

Batheck.

O mein Vater!

Calife.

Sprecht denn, lieber Almansor. Mein Sohn liebt Eure Tochter; er hatte mir dieß Geständniß gemacht.

Almansor.

Verzeihen Sie ihm, gnädigster Herr, diesen

Fehltritt. Er ist ihm nicht allein zur Last zu legen; gewiß hatten schlechte Rathschläge —

Calife.

Aber hättet Ihr um diese Neigung nicht wissen sollen?

Almansor.

Ja, Herr, ich kannte sie seit ihrem Entstehen.

Wessir (bey Seite).

Das geht gut! wie wird er sich nun rechtfertigen können!

Calife.

Und Ihr habt Eure Tochter dem Sohne des Wessir's versagt! — Almansor, Ihr könnt an meinem Hofe für sie nach Eurer Willkühr einen Gatten wählen, ich verlange ihre Hand bloß für denjenigen, der Euch derselben würdig dünkt, aber Ihr müßt noch heute wählen.

Batheck.

Großer Gott!

Almansor.

Gnädigster Fürst! es ist mir nicht möglich, Ihrem Befehl zu gehorchen.

Wessir (freudig zum Califen).

Nun, Eure Hoheit, nun — öffnet diese Kühnheit ohne ihres Gleichen meinem erhabenen Beherrscher die Augen?

Batheck.

Was habe ich gehört!

Calife (nach einigem Nachdenken).

Ja, die Freundschaft gibt mir die Lösung dieses Räthsels. — Almansor hat seine Pflicht erfüllt. Zulika ist nicht mehr frey!

Almansor (wirft sich dem Califen zu Füßen).

Bester aller Fürsten! Da der Schein mich anklagt, vermögen Sie es allein, die Wahrheit zu durchdringen, die mich rechtfertiget.

Wessir.

Was!!

Ватheck.

Zulika!

Almansor.

Seit zwey Monathen ist sie die Gattin Nadir's, des Sohnes meines Freundes Mehmed.

Batheck.

O Himmel!

Calife.

Almansor, mein Freund!

Wessir.

Welch ein unerwarteter Schlag!

Calife.

Mein Sohn! — er erblaßt, er wankt.

Almansor (umarmt ihn).

O mein Fürst!

Batheck (zu Almansorn).

Lassen Sie mich, — Grausamer!

Almansor.

Wie, Fürst, wollten Sie mir durch eine

Ihrer ganz unwürdige Schwäche die Hoffnungen entreissen, welche ich auf Ihre Seelengröße und Tugenden baue. Dasjenige, was mich rechtfertiget, kann dieß Sie so tief schmerzen? Ist die Liebe in Ihrem Herzen stärker, als die Freundschaft und Dankbarkeit? Ja, mein Fürst, die Dankbarkeit. Sie sind sie mir schuldig, denn meine grenzenlose Liebe für Sie hat darauf den gerechtesten Anspruch erworben!

Batheck.

Almansor — ich liebe Sie. Erlauben Sie, daß ich jenen Thränen, die sich meinen Augen gewaltsam entwinden, freyen Lauf lasse.

Wessir.

Nun, edler Almansor, erkennen Sie in mir Ihren Ankläger. Ich habe Sie für schuldig gehalten, ich habe Sie angeklagt.

Batheck.

Der Schändliche!

Almansor.

Sie haben Ihre Pflicht gethan.

Calife.

Und ich werde die meinige thun. — Aber Almansor, warum habt Ihr mir die Vermählung Eurer Tochter verheimlicht?

Almansor.

Gnädigster Herr! die Fürstin, Ihre Mutter, wünschte, daß ich Eurer Hoheit den Kummer, die Schwäche des Prinzen zu erfahren, er-

spare. Eure Hoheit ließen mir volle Freyheit, mit der Hand meiner Tochter zu schalten. Ich hatte sie seit längerer Zeit für Nadir bestimmt, und dieser ist ihrer auch werth. Sobald ich die Neigung des Prinzen erkannte, so ließ ich Nadir mit meiner Tochter in der Stille vermählen. Dieser reisete sogleich von hier ab, und Zulika sollte ihm in wenigen Tagen folgen. Die Krankheit Hochihrer gnädigsten Mutter hatte ihre Reise verschoben, und nach dieser wollte ich erst ihre Vermählung öffentlich kund machen.

Calife.

Du mein Sohn sagtest mir, daß du Zulika seit deiner Kindheit liebest?

Batheck.

Ich will Ihnen nichts mehr verborgen halten, Bester der Väter! Ich meynte, der Wessir handle für mich; allein er erbitterte Sie, und betrog mich —

Wessir.

Hoheit!

Batheck (zum Wessir).

Sie werden es nicht wagen, mich zu unterbrechen! Man soll Sie kennen lernen. Leicht könnte ich noch eine andere Rache nehmen, aber fürchten Sie nichts. Almansor hat mich gelehrt, Verrath zu verzeihen; es fehlt an seinem Ruhme nichts, als mich seiner Lehre gemäß handeln zu sehen.

Wessir (bey Seite).

Das ist zu viel. Ich kann es nicht überleben. (Will fort.)

Calife.

Ihr bleibt, Wessir! Hört ihn an, und du fahre fort.

Wessir.

Welch eine schreckliche Lage!

Vatheck.

Irre geführt durch eine listige Frage des Wessir's, die ich für einen guten Rath hielt, hatte ich Ihnen, erhabener Vater, die Lüge zu sagen gewagt, daß ich Zulika seit meiner Kindheit liebe; ohne es zu wissen, hatte ich eben dadurch Almansor'n in Ihren Augen noch schuldiger gemacht. Es ist nicht so. Diese unglückselige Neigung beschäftigt mich erst seit drey Monden; und Osmin war es, der sie mich kennen lehrte. Ohne ihn hätte ich es nie gewagt, sie mir selbst zu gestehen. Er lobte Zulika ohne Unterlaß, sprach stets von ihrem Reitz und ihren Tugenden — er ließ mich merken, daß er meine Gefühle erkenne, und so ward ich inne, daß ich sie liebte. Er that noch mehr, er entriß mir das Geständniß meiner Neigung, wornach er nur haschte, um mich zu verderben. Er war es endlich, der mich heute dazu bewog, Ihnen, mein gnädigster Vater, diese Liebe zu gestehen, während er mich überredete, diesen Schritt Almansor'n verborgen zu halten, und mir

zugleich die eifrigste Verwendung seines Vaters versprach. — Hier haben Sie, Herr, die reine Wahrheit, den ganzen unglückseligen Hergang dieser Begebenheit, die mir nicht Alles geraubt hat, weil sie mir die Verzeihung des gütigsten Vaters und die Liebe des edelsten Lehrers übrig gelassen.

Wessir.

Eure Hoheit — ich sehe meinen Sturz voraus — selbst das Ende meiner Tage — ich gehe meinem Tode entgegen —

Almansor.

Erhabener Fürst! denken Sie an die Dienste dieses Wessir's, die er Ihnen und dem Staate durch viele Jahre erwiesen; er steht seiner Stelle mit Ehren vor, und groß ist das Verdienst, das er sich im Kriege um Eure Hoheit erworben. Sollte seine blinde Feindschaft für einen einzigen Menschen dasselbe in Ihrem Gedächtnisse auslöschen können? Er hielt mich einer unbesonnenen Ehrsucht fähig; es wird gewiß eine Zeit kommen, Herr, in welcher er erkennen wird, daß der gute Ruf eines Mannes, die volle Zufriedenheit eines so gütigen Fürsten dem größten Ehrgeitze zu genügen im Stande sind. Jedoch mein Eifer führt mich zu weit; er ließ mich vergessen, daß ich zu dem gerechtesten und aufgeklärtesten Fürsten das Wort rede, und daß er dieses Rathes nimmer bedürfe.

Calife (zum Wessir).

Dieß war stets Almansor's Sprache für Euch; selbst zu jener Zeit, in welcher Ihr ihm den unversöhnlichsten Haß bewiesen habt. Sein Ruhm und sein Edelmuth rächen ihn an seinen Feinden hinlänglich. Wessir, behaltet Eure Stelle, und ist Euch mein Wohlwollen werth, so ahmt Almansor'n nach. Du aber, mein Sohn, komme mit mir zur Fürstin-Mutter; beweise ihr einen Muth, den sie deiner Jugend nicht zugetraut hatte, den man sich aber als das Werk eines Almansor's von dir erwarten darf. Zeige die höchste Macht des Menschen, die Gewalt über seine Leidenschaften; beweise hierdurch, daß du es verdienst, einmahl ein edles Volk zu regieren.

Ватheck.

Vater! Sie erheben meine Seele. Ihr und meines Erziehers Vorbild wird mich stets auf der Bahn des Guten erhalten. Ich will mir Mühe geben, meine Schwäche zu besiegen, und ich habe den Muth, zu hoffen, daß mir dieses gelingen werde.

Calife.

Komme, mein Sohn; kommt, mein theurer Almansor!

Vatheck.

Zulika! ich will dir's beweisen, daß ich wenigstens deiner Gegenliebe werth gewesen wäre!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Wessir (allein).

Das ist also die Frucht meiner List und aller meiner Cabalen — Almansor's höchster Triumph! — Dieß hat mir für meine künftigen Tage eine zwar theure, aber auch sehr wichtige Lehre gegeben. — Ja, die einfache Ehrlichkeit und die selbstständige Güte siegen immer, und die Bündnisse des Lasters gegen sie dienen nur dazu, um früher oder später ihren Werth zu erhöhen und die Achtung aller Guten zu steigern. — Um vollkommen glücklich zu werden, braucht man dieß Eine nur, gut zu seyn. Mein armer Sohn! Wir beyde haben diesen Schlag empfunden! — Ach, könnte ihn diese bittere Erfahrung eben so wie mich, könnte sie ihn für immer lebhaft überzeugen, daß der rechtschaffene und tugendhafte Mann am Ende immer über List und Cabale, Neid und Mißgunst den glänzendsten Sieg davon trägt!

Räthsel, Charaden und Logogriphen.

1.

Räthsel *).

Kennst du in Baden, Freund, den kleinen dicken Mann,
Der fern von süßer Lust sich wälzt in bitt'rer Qual?
Wer säh's ihm aber auch, dem Krumgebückten, an,
Daß er sich in das Herz so mancher Muse stahl!
Dem Redner, der Musik, dem Dichter leiht er Glanz,
Ja, glaubt es männiglich, er schafft sogar den Tanz.

Der Mann liebt Wasser mehr, als Bier und guten Wein,
Lebt in der Ehe nicht, doch, sagt die Chronik gern,
Soll er kein Feind von dem und jenem Bündniß seyn.
Sein Ton ist offen, und so manchem Modeherrn,
Der ihn genau nicht kennt, ihn nicht zu heben weiß,
Macht dieser kleine Mann ein Bischen allzu heiß.

*) Die Lösung dieser und der folgenden Räthsel-Aufgaben siehe im Inhalte, zu Ende des Buches.

Krum ist sein Rückenbau, flach ist die enge Brust,
Sein Bauch ist gut genährt, geboren ist er blind,
Und seine Farbe bleibt des Africaners Lust.
Nun nennt das Männchen mir, o nennt es recht geschwind;
Ein Mann, ein Wort! wer es im lieben Oestreich fand,
An hundert Thaler bar zahl' ich dem in Courant.

2.

Logogriph.

Mich zeugt und nimmt die Mutter Erde,
Du wirst, mein Lieber, was ich bin.
Nimmst du den Kopf, und wenn ich's werde,
Dann fehlt mir, ach, ein schöner Sinn!

3.

Gnomegriph *).

Fünf Wörter.

Daß eins und zwey — blick' hin, das Sternenmeer,
Der Blüthen und der Welten weites Heer,

---

*) Diese sind eine Gattung Charaden, welche mehrere einzelne Wörter, die in ihrer Reihenfolge einen vollständigen Satz bilden, zur Lösung darbiethen. Ich war der Erste, welcher sie eingeführt und in in- und ausländischen Journalen, dann in meinen Veilchenblättern (Brünn, 1825) dem Publicum vorgelegt hatte.

Der Verfasser.

Dieß ruft dir's zu, und pocht in deiner Brust
Ein Herz, so ruft es mit in höchster Lust!
Und dieser Ruf entgehet dir, Marie,
So lang du, Edle, drey und vier bist, nie.
Auf thut sich ihm dein silberklarer Blick,
Weiht kindlich Ihm dein Leid, weiht Ihm dein Glück!
Er ist dein Ziel, Marie, Er ist dein Preis;
Um ihn dreht sich des höhern Wirkens Kreis,
Denn fünf erfüllt mit wundersüßem Schmerz,
Mit ahnungsvoller Lust dein reines Herz!
Das Ganze — o wie tief ergreift es mich!
Du bist es, Du — Dich lieb' ich, Dich, nur Dich!
Und hoch erhoben ruf' ich jubelnd aus:
Zu Dir will ich, o Vater, in Dein Haus!

4.

Charade.

Zweysylbig.

Die Erste such' an dir, mein Freund!
Die Zweyte such' am selben Orte.
Das ganze tödtet deinen Feind
Und öffnet dir die Siegespforte.

5.

Räthsel.

Tod bin ich, und doch mach' ich Todte leben,
Blind bin ich, und doch lehr' ich Blinde seh'n,
Stumm bin ich, und doch kann ich Kunde geben;
Und bist du taub, mich wirst du doch versteh'n.

Als Vogel folg' ich schwerlich deinem Winke,
Als saures Kraut steh' ich dir zu Geboth,
Der eine werd' ich, naht sich mir ein Finke,
Das andre, gibst du mir ein Bischen Brot.

Bald brauchst du mich zum Ernste, bald zum Spielen.
Dann rufst du zum Geschäfte mich so gern:
An einem Stabe wandle ich mit Vielen,
Mit einem Führer dien' ich dir als Herrn.

Man kauft mich, ist der Händler im Vereine,
Von Holz bin ich gelehrt und angesehn;
Und vor der Eichel suchen mich die Schweine,
Und vor dem Weitzen bleib' ich auch nicht steh'n.

6.

Charade.

Ein Sylbenpaar, gebildet durch vier Zeichen.
Doch nennen diese vier getrennt nur zwey.
Das Ganze ist im Wasser zu erreichen,
Du weißt, es stammt, wie Alles, aus dem Ey.

7.

Gnomegriph.

Fünf Wörter.

Steht eins vor Geld, da dank' ich sehr;
Ist zwey auf einer Schüssel nackt,
Je nun, so möcht' ich auch wohl mehr.
Wer gegen mich, Gott sey's geklagt,
Gesinnt bleibt, ist so viel wie drey;
Und vier und fünf — erblick' ich ihn:
„Ihr Diener, Diener!" ruf' ich frey,
„Woher Sie kamen, geh'n Sie hin."
Doch ach, da nützt der Spaß nicht viel,
Der Fünfer wird nur mehr erboßt;
Und gibt, steht er an seinem Ziel,
Das Ganze mir zum schlechten Trost.

8.

Logogriph.

Mit meinem Kopf bring' ich dem Feinde Tod,
Und ohne Kopf bring' ich den Thieren Noth.
Mit meinem Kopf bin ich von Holz und Eisen,
Und ohne Kopf bin ich Symbol des Weisen.

9.

Räthselfrage.

Die Arme, die ein Geizhals kleidet,
Ohn' daß er dabey Schmerzen leidet;
Die Arme möcht' ich kennen —
Kannst du mir diese nennen?

10.

Charade.

Die ersten zwey Sylben.

Er ist mit ihr verehlicht in den Beyden.
Was nützt es! diese Ehe thut kein gut;
Wie müssen sie im vollen Ernste scheiden,
Es rollt in ihnen kein befreundet Blut.

Es kennen beyde wohl kein höh'res Leben,
Gesegnet ist sie nicht, er ist verdammt;
Und Gutes werden beyde wohl nicht geben,
Der Grund ist schlecht, und schlecht, was ihm entstammt.

Doch ist er bös', so ist er es mit Willen;
Daß sie nichts taugt, es ist nicht ihre Schuld.
Mag Fromme er mit Furcht und Scheu erfüllen,
Sie bessert manchmahl Arbeit und Geduld.

Die dritte Sylbe.

Schon wieder zwey! Ihn oder es? Wir scheiden,
Obgleich sie uns nach ihrer Art erfreu'n,
Bey'm ersten Anblick diese lieben Beyden,
Denn heute muß einmahl geschieden seyn!

Bevor du ihn suchst, mußt du es gewinnen,
Der Magen geht ja stets vor dem Verstand!
Du hast es oft, du magst dich nur besinnen,
Auf freyer Flur mit hoher Lust genannt.

Doch ihn? Fürwahr, nicht schwer ist er zu kennen,
Der Musen Eine liebt und achtet ihn;
Und willst du mir den Eingeweihten nennen,
Du kennst ihn wohl, — so reisen wir nach Wien.

Das Ganze.

Ich bin ein schlechter Oeconom! Das Ganze?
Ich kenn's wohl in der Suppe, weiter nicht;
Was mag es seyn? Je nun, 's ist eine Pflanze —
Und mehr zu sagen, ist nicht meine Pflicht.

11.

Räthsel.

Du suchst mich? In drey Elementen werde
Mein Daseyn dem ich zeigen, der mich ruft;
Ich bin im Feuer, Wasser, in der Erde,
Doch nicht, wie du auch suchest, in der Luft.

12.

Gnomegriph.

Sieben Wörter.

Ich gebe eins und zwey für hundert Throne nicht;
Für ihn nur geb' ich es, für Gott und meine Pflicht.
Daß Wirklichkeit ein Ding, kein Traumgebilde sey,
Dieß kündet wohl sehr kurz, doch bündig Nummer drey!
Und vier und fünf nenn' ich der Ersten Euch die Tugend,
Ein gut Gewissen, frommen Sinn, Verstand und Jugend.
Der sechste Ton vermag das Werthe zu vereinen,
Wer darnach redlich zielt, entweichet dem Gemeinen.
Der siebente betrübt, verbiethet, raubt, verneint,
Wie man ihn spricht und nimmt; oft ist er gut gemeynt.
Die schönen sieben sang mit Meisterkraft und Klarheit
Der Barden Erster. Ja, wir fühlen diese Wahrheit!
Sein Wort tönt fort in uns in ewig frischer Jugend,
Gebeut das Vaterland, der Kaiser und die Tugend.

13.

Charade.

Zweysylbig.

Die Erste nennt aus vier und zwanzig dir
Ein Zeichen. Und das Zweyte sieh' an mir;
Du liest darauf, daß wir uns gerne sehen.
Das Ganze, (Glück, erhöre unser Flehen!)
Bald mög' es ober unserm Haupte stehen.

14.

Charade.

I. Sylbe. Ich bin an deiner Hand.
II. Sylbe. An deinem Kopf bin ich.
Das Ganze. Die Ersten schützt mein Rand
Vor blut'gem Lanzenstich;
Schutz bring' ich, und auch Noth,
Willst du, sogar den Tod.

15.

Räthsel.

Es ist mein Wunsch, nicht leicht erkannt zu seyn,
Drum hüll' ich mich in dichte Schleyer ein,
Jedweder sucht mich ängstlich und behende,
Doch fand er mich, so ist der Scherz zu Ende.

16.

Charade.

Den ersten zwey, einst mehr geschätzt als nun,
War oft vergönnt, auf Fürstenhand zu ruh'n.
Die dritte, ach, erfüllt mit hoher Lust,
Weilt man auf ihr, des Menschen freye Brust.
Das Ganze — ob ich's je vergessen werde?
Ist eine Stadt und Burg auf Schlesiens Erde.

17.

Homonyme.

Der Handelsmann erhält mich nur mit Geld,
Und ohne Muth erhält mich mancher Held;
Der Eine will mit Freuden mich bezahlen,
Der Andre wird mit mir gewiß nicht prahlen.

18.

Gnomegriph.

Vier Wörter.

Verlierst du eins und zwey, um keinen Schatz der Welt
Ersetzt sich der Verlust; nicht Perle, Gold und Geld
Gibt ihn zurück, und doch benützt im Menschenkreise
Dieß größte Gut allein mit Sparsamkeit der Weise.

Daß er es noch besitzt, daß er es nicht verlor,
Bestimmt man, setzt man drey dem Eigenthume vor.
Und störet ein Tumult den lieben äußern Frieden,
Dann wünsch' ich Euch, o vier, vom Himmel mir beschieden.
Ich eilte dann hinweg, ob Graben, Wall und Kluft
Und stieg' mit rascher Gier empor hoch in die Luft.
Das Ganze sagt so wahr: Es fliehet eins und zwey;
O Freunde nützt es klug, sonst kommt die späte Reu!
Und ob Ihr Thränen weint, ob Ihr gefleht, geschworen,
Was Ihr davon verliert — für ewig ist's verloren!

19.

Räthsel.

Mir traut so mancher Mann
Ein wichtiges Geheimniß an;
Und Keinem thu' ich's kund,
Schweigt nur, wie ich, der Mund.
Es schmückt mich oft recht hold
Die Eitelkeit mit Gold;
Doch mehr als Gold und Stein
Mag mir ein Liebchen seyn.

20.

Gnomegriph.

Vier Wörter.

„Gib selig mir das Erste, glücklich mir das Leben!"
Dieß ein Gebeth ist, von so Manchem kund gegeben.
„Wenn du das Zweyte bist," versetzt Religion,
„Dann ist gewährt, was du gefleht vor Gottes Thron."
Doch Viele wollen auch das Dritte noch erflehen,
Der Ungenügsamkeit! sie kann's nicht zugestehen.
Das Vierte ist, hast du das Zweyte uns genannt,
(Denn eins ist's ja mit ihm) gewiß nicht unbekannt.
Das Ganze nennet uns das Lustspiel eines Britten,
Der sich Unsterblichkeit durch sein Genie erstritten.

Auflösung
der Räthsel, Charaden und Logogriphen.

---

1) Der Buchstabe: a. — 2) Staub — taub. — 3) Gott ist die reinste Liebe. — 4) Armbrust. — 5) Buch: Buchfinke, Buchbrot (auch Sauerklee, Oxalis Acetosella), Buchstabe, Buchführer, Buchhändler, v. Buchholz (ein Gelehrter), Bucheichel, Buchweitzen (Polygonum Fagopyrum). — 6) Änte. — 7) Kein Kraut wieder den Tod. — 8) Keule — Eule. — 9) Seine eigenen Arme. — 10) Der Heide, die Heide; das Korn, Hr. Korn — Heidekorn. — 11) die Buchstaben: er. — 12) Das Leben ist der Güter Höchstes nicht. (Schiller). — 13) Gestirn. — 14) Fingerhut (als Nähinstrument und Giftkraut). — 15) Räthsel. — 16) Falkenberg. — 17) Niederlage. — 18) Die Zeit hat Flügel. — 19) Das Ohr. — 20) Ende gut, Alles gut. (Shakespear.)

Inhalt.

Von demselben Verfasser ist hier noch zu haben:

Die Preise sind in Conv. Münze.

Der junge Mann in der Welt. Eine freundliche Anleitung, leicht glücklich und angenehm mit Menschen aus allen Ständen zu leben. Zunächst zum Besten junger Leute. Wien, 1826. Zweyte Auflage. 48 kr.

Luise, oder: Freundlicher Rath für die reifere weibliche Jugend, im geselligen Leben zu gefallen und zu beglücken. Wien, 1826. 48 kr.

Was macht uns glücklich? Dem Glücklichen zur Warnung, um glücklich zu bleiben; dem Unglücklichen zur Lehre, um glücklich zu werden — zur Erkenntniß, zur Beruhigung, zum Troste für Alle. Wien, 1826. Zweyte Auflage. 18 kr.

Der Mensch und das Geld. Wohlgemeynte Rathschläge, Geld redlich zu erwerben, es klug zu erhalten und weise zu verwenden. Zur ernstlichen Beherzigung für junge und alte Leute, für niedere und höhere Stände. Wien, 1826. 48 kr.

Die Wahrheit im Blumenkleide, Klugheitslehren, Lebensregeln, moralische Sätze in allegorischen Bildern. Zur sittlichen Veredlung, zur geistigen Bildung, zur freundlichen Erheiterung besserer Menschen. Wien, 1825. Zweyte Auflage. 30 kr.

Alle Hülfe kommt von Oben. Fünf Erzählung für die edlere Jugend. Mit einem Kupfer, Wien, 1827. 18 kr.

Lehrstundentabellen, zum Gebrauche für Privatlehrer über ihre Schüler aus den Normal- und Gymnasialclassen. Das Heft 12 kr.

Soirées amusantes de la Jeunesse. Collection de contes moraux et de nouvelles, principalement à l'usage de jeunes gens qui, par une lecture choisie, desirent se perfectionner dans la langue françoise. 30 kr.

Feyerstunden der edleren Jugend. Eine Sammlung der besten Erzählungen und Novellen, zur Veredlung des Herzens, zur Erheiterung des Geistes der vaterländischen Jugend. 12 Bändchen. Wien, 1826. 3 fl. 12 kr.

Der Schüler, wie er seyn soll; oder: Der Schüler in seinen häuslichen Verhältnissen, in der Schule, im Gotteshause, bey Festen und Vergnügungen. Wien, 1825. Mit einem Kupfer. 50 kr.

Veilchenblätter. Zur Erheiterung in trüben, zur Unterhaltung in freyen, zur Beschäftigung in müßigen Stunden. Brünn, 1825. Mit gestochenem Titel. 1 fl. 15 kr.

Eduard, eine Novelle. Zweyte Auflage. Wien, 1824. 10 kr.

